

Jahrbücher für Geschichte Osteuropas



Institut für Ost- und
Südosteuropaforschung

jgo.e-reviews 6 (2016), 4

Online-Rezensionssupplement

An online book review supplement

Im Auftrag des Instituts für Ost- und Südosteuropaforschung Regensburg herausgegeben von

On behalf of the Institut für Ost- und Südosteuropaforschung Regensburg edited by

**Martin Schulze Wessel (München) und
Dietmar Neutatz (Freiburg im Breisgau)**

**Veröffentlicht auf
Published on**



recensio.net

Rezensionsplattform für die europäische Geschichtswissenschaft

http://www.recensio.net/rezensionen/zeitschriften/jahrbucher-fur-geschichte-osteuropas/index_html

© Institut für Ost- und Südosteuropaforschung 2017

Redaktion / Editorial Office:

Redaktion der Jahrbücher für Geschichte Osteuropas
Leitung / Head of office: Dr.Hermann Beyer-Thoma
Institut für Ost- und Südosteuropaforschung Regensburg
Landshuter Straße 4
93047 Regensburg

E-Mail: Beyer-Thoma@ios-regensburg.de,
jahrbuecher@ios-regensburg.de
Internet: <http://www.jgo-online.de>
Telefon: +49 (0941) 943-5414 / 5417
Fax: +49 (0941) 943815414

Die digitalen Rezensionen von „Jahrbücher für Geschichte Osteuropas. jgo.e-reviews“ werden nach den gleichen strengen Regeln begutachtet und redigiert wie die Rezensionen, die in den Heften abgedruckt werden.

Digital book reviews published in Jahrbücher für Geschichte Osteuropas. jgo.e-reviews are submitted to the same quality control and copy-editing procedure as the reviews published in print.

MYKHAILO HRUSHEVSKY: History of Ukraine-Rus'. Vol. 6: Economic, Cultural, and National Life in the 14th to 17th Centuries. Transl. by Leonid Heretz. Ed. by Myron M. Kapral / Frank E. Sysyn with the assistance of Uliana M. Pasicznyk. Edmonton, Toronto: CIUS, 2012. LXV, 619 S., 2 Ktn., 1 Abb., 1 Tab. = The Hrushevsky Translation Project. ISBN: 978-1-894865-25-8.

Bei der hier anzuzeigende englischen Übersetzung der 10 Bände (in 11 Büchern) der monumentalen *Geschichte der Ukraine-Rus'* von Mychajlo Hruševs'kyj (1866–1934), des Patriarchen der ukrainischen Historiografie, handelt es sich um ein langjähriges Projekt, das durch das Kanadische Institut für Ukraine-Studien (CIUS) in Edmonton, Alberta, verwirklicht wird. Der sechste Band umfasst, in der Terminologie Hruševs'kyjs, die sogenannte „Übergangsperiode“ der ukrainischen Geschichte, mit ihrem Anfang in der Mitte des 14. Jahrhunderts bis zu den Kosakenkriegen am Übergang vom 16. zum 17. Jahrhundert. Eine genauere Charakterisierung dieser Periode hatte Hruševs'kyj bereits in der Einleitung zu seinem *opus magnum* präsentiert. Die Rede ist demzufolge von den Zeiten der polnisch-litauischen Herrschaft über die ukrainischen Länder. Für Hruševs'kyj war das eine Periode der Abschwächung des byzantinischen Einflusses auf das kulturell-politische und ökonomische Leben der ukrainischen Gesellschaft und der zunehmenden Einwirkung westlicher Elemente. Ferner notierte er eine Zunahme sozialer Gegensätze, zum Ausdruck kommend in nationalen und religiösen Tönen, als Reaktion auf die polnisch-katholische Expansion in Politik und Ökonomie.

Der sechste Band erschien zuerst 1907 in Kiev und erlebte eine Neuauflage in New York 1955. Die jüngste ukrainische Ausgabe erfolgte 1995. Sämtliche Ausgaben der *Geschichte der Ukraine-Rus'* Hruševs'kyjs (sowohl in der postsowjetischen Ukraine wie auch jenseits ihrer Grenzen) waren Versuche der „Rückführung Hruševs'kyjs in seine Heimat“, abseits politischer Barrieren und Beschränkungen durch die Zensur. So wie die anderen Ausgaben ist auch das kanadische „Hruševs'kyj-Projekt“ bestimmt, um den Leser mit den Errungenschaften ukrainischer Kultur und Geschichte bekannt zu machen, und damit zugleich ein Versuch, Hruševs'kyj wieder in den Kontext europäischer Nationalgeschichtsschreibung des späten 19. und frühen 20. Jahrhunderts einzufügen. Im Unterschied zu vorhergehenden Ausgaben allerdings stellt die kanadische Publikation in der erstklassigen Übersetzung von Leonid Heretz nicht nur

einfach eine englische Version des Bekannten dar, sondern auch eine vollwertige akademische Ausgabe mit aktueller Bibliografie, mit Kommentaren, Index und einer Reihe wertvoller Zusätze wie Angaben zu Geldwährungen und Maßeinheiten, einer chronologischen Tabellen der Hetmane und Monarchen und einigen historischen Karten. Ferner ist die Ausgabe mit zwei Einleitungen versehen, nämlich vom leitenden Redakteur der gesamten Hruševs'kyj-Ausgabe, Frank E. Sysyn, und dem Herausgeber und Berater für den sechsten Band, Myron Kapral. Sysyn unterstreicht die Bedeutung der Ausgabe für weitere Forschungen auf den Feldern der Ökonomie, Soziologie, des politischen und des kirchlichen Lebens, der Kultur und interethnischer Beziehungen in den ukrainischen Ländern während der fraglichen Periode. Auch macht er den Leser mit der Schwierigkeit der Übersetzung der Ethnonyme und Toponyme im Text Hruševs'kyjs in zeitgenössisches Englisch bekannt.

Die Einleitung Kaprals stellt eine detailliertere Analyse der Ansichten und Herangehensweisen Hruševs'kyjs im Hinblick auf die „Übergangsperiode“ dar. Unter Redaktion und aktiver Mitwirkung von Kapral sind bereits eine Reihe von Hruševs'kyj-Ausgaben auf Ukrainisch erschienen. Der aus L'viv stammende Historiker ist ferner Autor einer Reihe von Aufsätzen über den Platz der Forschungen Hruševs'kyjs in der ukrainischen Historiografie. So wie in früheren Publikationen unterstreicht Kapral das Verdienst Hruševs'kyjs, als erstes in der Geschichtsschreibung die westlichen und östlichen ukrainischen Gebiete als einheitlichen Gegenstand historischer Forschung dargestellt zu haben. (S. XXXI) Als überaus wertvoll in der kanadischen Ausgabe erscheinen übrigens Kaprals Einschätzung, wie die gegenwärtige ukrainische Historiografie die Interpretationen Hruševs'kyjs der frühneuzeitlichen Geschichte inzwischen neu bewertet. Kapral verweist auf neue Zugänge in der Kultur- und Religionsgeschichte, Forschungen zum walachischen Recht auf ukrainischem Gebiet, zur Lage und den Rechten der Frau in der Gesellschaft jener Zeit, sowie zur kolonialen Politik und zur Polonisierung des Adels. Außerdem macht er – zu Recht – aufmerksam auf die von Hruševs'kyj noch ignorierten Kriterien der Staatsbildung in der frühneuzeitlichen Ukraine. Fraglos sind diese weißen Flecken durch die „volkstümlichen“ (*narodničeskie*) Positionen des Autors der *Geschichte der Ukraine-Rus'* bedingt, denen zufolge „der Nation als dem Volk“ (*nation as people*) eine Schlüsselrolle in der Geschichte zukommt. Als Folge davon wird durch Hruševs'kyj dem polnischen (in

deutlich geringerem Umfang auch dem litauischen) Element in der Geschichte der Ukraine eine ausgesprochen negative Rolle zugewiesen. Eine Kritik der „volkstümlichen“ Positionen Hruševs'kyjs zur polnisch-litauischen Periode der ukrainischen Geschichte wurde zuvor bereits von SERHII PLOKHY unternommen, insbesondere in dessen Studie *Unmaking Imperial Russia. Mykhailo Hrushevsky and the Writing of Ukrainian History* (Toronto 2005). So wie auch Kapral sieht Ploky ein grundlegendes methodisches Problem der historischen Konzeption Hruševs'kyjs in dessen Versuchen, im gesamtstaatlichen polnisch-litauischen Organismus der Zeit ein „ukrainisches Element“ zu isolieren. In den Augen gegenwärtiger Historiografie erscheint eine solche „Untergliederung“ eines kulturellen Gesamterbes voreingenommen und zugleich inkonsequent. Nach Ansicht Ploky sah Hruševs'kyj eine prinzipielle Ursache des polnisch-ukrainischen Antagonismus seiner eigenen Zeit in der Tradition der Auseinandersetzung zweier frühmoderner Nationen um die Hegemonie in einem Grenzgebiet. Kapral macht im ausführenden Schlussteil seiner Einleitung darauf aufmerksam, dass Hruševs'kyjs Versuche, die Sozial- und Wirtschaftsgeschichte des polnischen und litauischen Staates in ukrainische, polnische und litauische Komponenten zu unterteilen, bis heute bei den Historikern auf Kritik stößt. Das ist dann auch ein Grund, um den sechsten Band der „Geschichte der Ukraine-Rus“ ein weiteres Mal kritisch zu lesen. (S. LIX)

Der Band besteht aus 6 Abschnitten: Im ersten davon, *Economic life: trade and urban infrastructure*, macht Hruševs'kyj darauf aufmerksam, dass das deutsche frühmoderne Handelssystem in den ukrainischen Gebieten weniger Verbreitung gefunden habe als in seit altersher polnischen Gebieten. (S. 56) Einen wesentlichen Grund dafür sieht Hruševs'kyj in einer systematischen Diskriminierung ukrainischer Stadtbürger und Handwerker durch die polnischen Obrigkeiten. Der Verfall von Handwerk und Handel unter den Bedingungen schwacher Entwicklung der Städte, die noch in der Kiever Rus' blühende Zentren gewesen waren, erreichte seinen Höhepunkt an der Wende vom 16. zum 17. Jahrhundert. (S. 106–107)

Im zweiten Abschnitt, *Rural economy*, untersucht Hruševs'kyj das Anwachsen der Landwirtschaft in der fraglichen Periode. Während anfangs einige Schichten der agrarischen Bevölkerung sogar noch völlig vom Geldverkehr ausgeschlossen waren, hatten sich zum Ende der „Übergangsperiode“ Holzindustrie, Kohleabbau und einige andere Produktionszweige bereits zu Exportwirtschaften umorientiert.

Besonders der Getreideexport florierte in den nördlichen und westlichen Regionen der Ukraine. Hruševs'kyj ist der Ansicht, dass im Anwachsen des landwirtschaftlichen Exports adlige Landbesitzer eine besondere Rolle spielten. (S. 181)

Der dritte Abschnitt *Cultural and national relations: the population's national composition and national elements* beschäftigt sich mit den ständischen Strukturen der westlichen, zentralen und östlichen Ukraine. Hruševs'kyj untersucht die ethnische Zusammensetzung der Magnaten, der Szlachta, der Städte und Bauern und hat dabei den Grad ihres nationalen Selbstbewusstseins und ihres Widerstands gegen die Polonisierung im Auge. So kommt er beispielsweise auf der Basis von Registern von der Wende vom 16. zum 17. Jahrhundert zu dem Schluss, dass die Städte und Bauern der Zentral- und Ostukraine nur einem unbedeutenden Einfluss durch die polnische Kultur unterlagen. (S. 228) Demgegenüber waren die Szlachta und die Städte der westlichen Regionen in hohem Maße polonisiert.

Im folgenden vierten Abschnitt *Everyday life and culture*, wendet sich Hruševs'kyj Fragen der Konfession als Faktor der Formierung ukrainischer Identität zu. Für ihn stand der orthodoxe, „ruthenische“ (frühmoderne ukrainische und weißrussische) Glaube der polnischen katholischen Tradition gegenüber. Zur Antwort auf die Frage, welcher der Faktoren – der religiöse oder der ethnisch-nationale – grundlegend war bei diesem Gegensatz (S. 232), verweist Hruševs'kyj auf die Tatsache politischer, ukrainisch-polnischer zwischenstaatlicher Gegensätze in der Fürstenzeit (besonders im 11. Jahrhundert). Das Anwachsen konfessioneller Gegensätze verfolgt Hruševs'kyj lediglich seit dem 14. Jahrhundert, und nur in den westukrainischen Regionen. Seiner Meinung nach waren sie wiederum bedingt durch die „polnische Okkupation der Westukraine“. (S. 235) In diesem Abschnitt analysiert er weiterhin im Detail das Eindringen westlicher Elemente in die Steinarhitektur der Ukraine, die Handwerkskunst und die Ikonografie der „Übergangsperiode“. Das Kapitel endet mit Hruševs'kyjs Schlussfolgerungen zum Verfall, zur „Lethargie des geistigen Lebens“ des ukrainischen Adels (S. 305), der sich selbst vom Anliegen einer Verteidigung nationaler und religiöser Interessen verabschiedet habe.

Der fünfte Abschnitt *The cultural and religio-national movement in Ukraine in the sixteenth century* gilt, wie aus dem Titel schon hervorgeht, der Frage der grundlegenden Ausrichtung der weiteren Entwicklung des kulturellen und religiösen Lebens in den ukrainischen Gebieten. Hruševs'kyj bewertet im Ganzen

den Zustand der adligen nationalen Kultur des 16. Jahrhunderts negativ, verweist aber auf die positive Wende gegen Ende dieses Jahrhunderts. Seiner Meinung nach sind Entwicklungen wie die Gründung der Ostroger Akademie oder die Bildungstätigkeit der orthodoxen Bruderschaften wesentliche Indikatoren einer nationalen Wiedergeburt.

Im abschließenden sechsten Teil *The struggle for and against the Church Union after its declaration – in life and in literature* wendet sich Hruševs'kyj der Geschichte der Brester Union in den ukrainischen Gebieten zu. Hier nimmt er im Detail die Dokumente zur Verkündung der Union sowie die daran anknüpfende religiöse Polemik unter die Lupe. Für Hruševs'kyj ist auch der politische Faktor in den Debatten um die Union von Bedeutung, insbesondere die Position des polnisch-litauischen Staates. Er kommt am Ende zu dem Schluss, dass es die Schwäche der orthodoxen kirchlichen Strukturen war, die zum schlussendlichen Triumph der Union und zur Niederlage der Orthodoxie geführt habe. Die Mittel und Methoden der bestehenden sozialen und politischen Systeme waren zu Beginn des 17. Jahrhunderts ebenfalls erschöpft. Darum zog die Zeit der ukrainischen Kosaken und damit sozialer und politischer Veränderungen herauf. „Cossackdom now moved decisively beyond the limits of narrow class interests to become a force and representation serving the nation as a whole.“ (S. 463) Der Ge-

schichte der Kosakenkriege sind dann die nächsten drei Bände der *Geschichte der Ukraine-Rus'* gewidmet.

Der sechste Band schließt mit bibliographischen Noten Hruševs'kyjs zu verschiedenen Themen, die in den vorherigen Studien berührt wurden, wie etwa Wirtschaftsgeschichte, Schwarzmeerhandel im 14.–15. Jahrhundert, Heraldik des ukrainischen Adels, Schulsystem, Buchkultur, Ukrainische Volkslieder (*dumy*), künstlerische Kultur, Alltagsleben, protestantische Gemeinden, religiös-nationale Bewegung in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, Fürst Konstantin Ostrožs'kyj und seine Familie, und die orthodoxen Bruderschaften. Sämtliche dieser bibliographischen Notizen sind durch die Herausgeber des Bandes mit Angaben zur neueren Historiographie zu den betreffenden Themen ergänzt worden.

Diese und andere Ergänzungen machen den Band nicht nur für Historiker der Ukraine wertvoll, sondern auch für Studenten, Osteuropa-Interessierte und schließlich für alle, die sich mit der sozialen, kulturellen und religiösen Geschichte der Frühen Neuzeit befassen. Das Werk bleibt – nun auch für einen weiteren, englischsprachigen Leserkreis zugänglich – eine Fundgrube für eine Vielfalt von Themen der osteuropäischen Geschichte, zugleich ein Zeugnis für einen Prozess des *nation building* am Ende des langen 19. Jahrhunderts mit Aktualisierungen, die den neuesten Stand kritischer Historiographie vermitteln.

Liliya Berezhnaya, Münster

Deutsch-polnische Erinnerungsorte. Band 2: Geteilt / Gemeinsam. Hrsg. von Hans Henning Hahn / Robert Traba unter Mitarbeit von Maciej Górny / Kornelia Kończal. Paderborn, München, Wien [usw.]: Schöningh, 2014. 732 S., 57 Abb. ISBN: 978-3-506-77339-5.

Der zweite Band des fünfbändigen Projekts *Deutsch-Polnische Erinnerungsorte* ist wie der erste dem Thema „Geteilt/Gemeinsam“ gewidmet. Er besteht aus 34 Beiträgen, die eine große Bandbreite an Personen, Gruppen, Objekten und Stichworten wie „Europa“, „Akt von Gnesen“, „Gastarbeiter“, „Friedrich der Große“ oder „SS“ behandeln, welche als Erinnerungsorte verstanden und untersucht wurden. Den Herausgebern zufolge handelt es sich dabei um Erinnerungsorte, „die in beiden [deutschen und polnischen] Gesellschaften Relevanz besitzen, jedoch in eine unterschiedliche Erinnerungsgeschichte eingebettet sind“. Die meisten Beiträge sind auch entsprechend dieser Methode geschrieben, wodurch ein bi-

nationaler Zugang zur Geschichte geschaffen wird, aber eine breitere europäische oder globale Kontextualisierung sowie eine multikulturelle oder hybride Herangehensweise meistens nicht zustande kommt. Obwohl die Auswahl der Erinnerungsorte etwas zufällig erscheint und die Beiträge unterschiedlich gut recherchiert und geschrieben sind, erschließt die Lektüre des Bandes durchaus viele neue und interessante Perspektiven auf verschiedene Aspekte der deutschen und polnischen Geschichte und ebenso einige zeitgeschichtliche Fragen.

Im Beitrag *Europa* zeigt MACIEJ GÓRNY, wie Europa von polnischen und deutschen Intellektuellen dargestellt, metaphorisiert und personifiziert wurde, wo seine geographischen und politischen Grenzen erkannt wurden und wie verschiedene kulturelle und politische Prozesse den Bezug deutscher und polnischer Intellektueller zu Europa bedingten, wodurch sie sich mal mehr und mal weniger ähnelten bzw. einander ausschlossen. Ähnlich abweichende oder sich gleichende Erinnerungen an geographische Ein-

heiten werden in den Beiträgen über *Amerika*, *Frankreich* und *Russland* präsentiert. Teilweise ist die Argumentation in diesen Beiträgen stark historisch orientiert und darauf bedacht, die in der polnischen und deutschen Kultur verankerten Assoziationen einander gegenüberzustellen.

Die Erinnerungsorte *Maximilian Kolbe* und *Bromberger Blutsonntag* behandeln Themen, die sich entweder einer eindeutigen Interpretation entziehen oder wo durch eine politische Instrumentalisierung der Geschichte unklare Ereignisse klar interpretiert werden. Paradigmatisch ist dafür die Gestalt von Kolbe, eines polnischen Priesters, der in der Zwischenkriegszeit die Zeitungen *Rycerz Niepokalanej* und *Mały Dziennik* herausgab, die antisemitische Artikel publizierten, welche unter anderem zum Boykott gegen Juden aufriefen und den Antisemitismus im nationalsozialistischen Deutschland verharmlosten. Im Zweiten Weltkrieg wurde Kolbe in Auschwitz eingesperrt, wo er 1941 Franciszek Gajowniczek (1901–1995) das Leben rettete, indem er bei einem Strafpapier anbot, anstelle von Gajowniczek selbst mit neun anderen Häftlingen zu sterben. Die Verherrlichung dieser Tat, die bereits 1943 in Kolbes erster Biographie auftauchte, brachte einen weiteren Heiligenkult in Polen hervor: 1947 wurde sein Seligsprechungsprozess eingeleitet, 1971 wurde er vom Papst Paul VI. selig und 1982 von Johannes Paul II. heilig gesprochen. Kolbe wurde zu einer zentralen Identifikationsfigur für die Generation der polnischen Auschwitz-Überlebenden und zu einem Märtyrer der *Solidarność*. Die weniger schmeichelhaften Seiten seiner Vita wurden in den meisten Biographien verschwiegen. Sie stellten auch eine besondere Herausforderung für die katholische Kirche in Deutschland dar, die die Versöhnung mit der polnischen Kirche suchte (S. 339–348).

Im Beitrag *Auschwitz* erklärt ZOFIA WÓYCICKA wie dieses Konzentrations- und Vernichtungslager in West- und Ostdeutschland sowie in Polen kodiert und interpretiert wurde. In Polen wurde Auschwitz bereits während des Krieges zu einem Symbol des Leidens der polnischen Nation. Zahlreiche im und kurz nach dem Krieg erschienene Publikationen sowie die Hauptkommission zur Erforschung der deutschen Verbrechen gingen offensichtlich nicht auf die Motive der Nationalsozialisten ein und vermieden es, die jüdische Dimension dieses Verbrechens herauszuarbeiten. So wurde 1947 das Museum mit dem Gesetz „Über die Erinnerung an das Leiden der Polnischen Nation und anderer Nationen in Auschwitz“ ins Leben gerufen und das Leiden der dort ermordeten Menschen entsprechend unscharf bzw. propa-

gandistisch dargestellt (S. 615–616). Bis 1990 nahm man sogar in offiziellen Diskursen an, dass in Auschwitz vier anstatt, wie man heute weiß, etwa 1,1 Millionen Menschen ermordet wurden. In der Volksrepublik Polen änderten sich die Ausstellungen im Museum Auschwitz-Birkenau mehrmals und ihr Inhalt wurde jeweils stark von der sowjetischen oder internationalen Politik oder auch von Visionen politischer Eliten bestimmt (S. 617–625). In Ostdeutschland wurde der Holocaust ebenso wie im kommunistischen Polen tabuisiert, aber Auschwitz hatte dort aufgrund des DDR-Narratives vom heldenhaften Kampf gegen den Faschismus eine stärker antifaschistisch-kommunistische und antikapitalistische Konnotation (S. 635–627). In Westdeutschland wurde Auschwitz trotz Publikationen von Joseph Wulf und anderen Historikern erst in den sechziger Jahren durch den Eichmann-Prozess und die Auschwitz-Prozesse entdeckt. Es war aber anders als das bei München liegende Dachau kein konkreter Ort, sondern ein abstraktes und hinter dem Eisernen Vorhang liegendes Lager, das nur von bestimmten Gruppen und Individuen besucht wurde (S. 629–631).

Einen weiteren lesenswerten Beitrag über den *Holocaust* liefert MAGDALENA MARSZALEK, die beim Schreiben von NICOLAS BERG unterstützt wurde. Die Autorin erklärt, dass der Judenmord zunächst ein transnationales Schweigen hervorbrachte, wobei vor allem Überlebende – darunter auch Historiker wie Filip Friedman, Szymon Datner oder Artur Eisenbach – sich gegen diese Entwicklung stellten. In Ostdeutschland konnte der Judenmord keine wichtige Rolle spielen, weil der Umgang mit dem Thema stark auf den antifaschistisch-kommunistischen Widerstand reduziert wurde und die Verantwortung für diesen Genozid auf Westdeutschland abgeschoben wurde. In der BRD wurde das Schweigen um das Thema erst in den sechziger und noch einmal verstärkt in den achtziger Jahren durchbrochen. Seitdem wird der Holocaust unter anderem als eine Beeinträchtigung der nationalen Normalität verstanden oder wegen einer ethnisch verstandenen Verpflichtung von einem Teil der Politiker, Intellektuellen und Geisteswissenschaftler als ein ausschließlich deutsches Verbrechen abgebildet, was sein vielschichtiges und transnationales Wesen entstellt und die Erforschung seiner Komplexität verhindert bzw. gar unmöglich macht. In Polen änderte sich der Umgang mit dem Judenmord durch die Debatten in den neunziger Jahren und auch durch die 2001 verlaufene Diskussion um Jedwabne, die beide klar machten,

dass Polen zum Holocaust verschiedentlich beigetragen und von diesem Genozid auch profitiert haben.

Der zweite Band des bi-nationalen und sehr umfangreichen Projekts der Erinnerungsorte bringt die bis jetzt mit wenigen Ausnahmen national-orientierte Forschung der Erinnerungsorte voran, indem er die Rezeption der Objekte um eine weitere nationale Perspektive erweitert und die Ähnlichkeiten und Unterschiede zwischen ihnen erklärt. Er demonstriert aber auch, wo die Grenzen der geschichtswissenschaftlichen Erinnerungsforschung liegen. So werden den Lesern zahlreiche, meistens durch Intellektuelle oder Politiker erschaffene Bilder von für die kollektive Identität relevanten Gegenständen präsen-

tiert, ohne dass die Geschichte dieser Objekte selbst eingehend beleuchtet wird oder dass vertiefende Forschung durchgeführt wird. So veranschaulicht die Erinnerungsgeschichte zwar, wie nationale Kollektive bestimmte Ereignisse, Personen oder geographische Orte in Erinnerung behalten bzw. wie die Erinnerung an diese Objekte konstruiert wurde und wie wechselhaft oder sogar widersprüchlich sie sein kann. Gleichzeitig lässt sie aber die Geschichte selbst am Ende eines langen Tunnels zufälliger oder absichtlicher Wahrnehmungen und Darstellungen klein und irrelevant erscheinen.

Grzegorz Rossoliński-Liebe, Berlin

G. V. GLAZYRINA (Hrsg): Drevnejšie gosudarstva Vostočnoj Evropy. 2011 god: Ustnaja tradicija v pis'mennom tekste [Die ältesten Staatsgebilde Osteuropas. 2011: Mündliche Tradition im geschriebenen Text]. Moskva: Russkij fond Sodejstvija Obrazovaniju i Nauke, 2013. 589 S. = ISBN: 978-5-91244-107-3.

This book addresses the problem of oral traditions discernible within written texts, but it contains four additional pieces. The latter include an authoritative edition by E. A. MEL'NIKOVA of an Old Norse runic inscription found recently in Constantinople's church of St Sophia, and seemingly datable to the later eleventh or twelfth century. Also noteworthy is a long review by G. V. GLAZYRINA of the published proceedings of a conference held in Bergen, *Along the oral-written continuum. Types of texts, relations and their implications*. Glazyrina endorses the concept of a 'continuum' between the oral and the written, allowing for interplay between these forms of communication, and noting that early medieval texts were apt to be composed for purposes of chanting or, at least, reading aloud. Her main criticism of the publication concerns its bias towards coverage of Scandinavian topics, begging the question whether its findings are applicable to Europe as a whole. Glazyrina has practised what she preaches, judging by the work now under review, of which she is principal editor. Of the 23 studies in its main section, some eight are to do with pre-Mongol Rus, while six deal mainly with Old Norse materials, four the world of classical antiquity and one Anglo-Saxon England. Their underlying theme is the problem posed to the historian by written texts whose sources may well have been oral and are thus, by their very nature, unavailable to us.

These problems are noted by the Editorial Team in their preface. If their insistence upon "oral historical tradition" as a fundamental source for "reconstructing the early history" of peoples like the Rus strikes rather a defensive note, they are responding to the strictures of the distinguished scholar S. M. KASHTANOV. His contribution's brevity is understandable in light of his answer to the question posed in its title, *Does the medievalist have "oral sources"?:* *niet!* In Kashtanov's opinion, information conveyed by word of mouth is anyway susceptible to distortions, while the act of transcription "turns a spoken source into a written one" (p. 218). At best, one may learn from this something of conditions at the time of writing. Kashtanov's scepticism is echoed by I. A. KLEINER, who stresses the mutability of oral versions and their unreliability on matters of historical fact. Kleiner nuances the role of the creator of the written text of a saga: neither author nor simply a scribe, he had to evaluate the contents of what he heard while also understanding its structure as a saga; not being bound by the requirements of continuous performance to reproduce exactly what he heard, he enjoyed a certain leeway. Equally, the commissioner of a text might follow the progress of composition and edit it, intervention amounting to authorship: one such was Snorri Sturluson, judging by his prologue to *Heimskringla*. Some other contributions show the limitations of accounts written by contemporaries who were reliant on oral informants for details of current events affecting them. Thus Sir Jerome Horsey was not far away at the time of the tsarevich Dmitri Ivanovich's death in Uglich in May 1591; Empress Maria's brother, Afanasii Nagoi, at once brought him the news "by moonshine", seeking medicinal aid for Maria, herself now supposedly poisoned. His description of Maria's symp-

toms is consistent with poisoning, but he neither set eyes on her nor had means of verifying whether Dmitri had been murdered (as he was told) or had accidentally stabbed himself in child-play, as a governmental enquiry commission found. In their study of the episode, L. V. STOLIAROVA and P. V. BELOUSOV note that Horsey's account begs further questions, while its belletristic qualities fail to inspire confidence. Clearly, the invocation of oral sources could mean different things in different cultures and historical contexts. In his 'Chronicle of the Prussian Land', Peter of Dusburg drew heavily on oral traditions to characterise members of the Teutonic Order. But his accounts are couched in Biblical or Crusading terms or evoke heroes from German epic poems, as V. I. MATUZOVA observes. Other writers proclaim the value of first-hand experience and oral informants, yet in practice draw largely on written authorities. N. E. SAMOKHVALOVA shows this to be the case with Strabo's *Geography*.

It would, however, be rash to dismiss as worthless everything that historical writers relay from oral informants, unverifiable though their full factual accuracy may be. After all Herodotus, "the Father of History", drew heavily on such information. Citing evidence about an altar of Heracles from a mid-sixth-century graffito found near Olbia, M. V. SKRZHINSKAIA argues strongly for Herodotus' accuracy in reporting what he had heard from Greek informants during his stay in the town. He wrote down their local variant of the myth of the descent of the Scyths from Heracles. That a place-name might be transmitted between cultures and language-groups emerges from the study of T. N. JACKSON and A. V. PODOSINOV. *Ellipaltar*, which *Fagrskinna* states that Harald Hardrada headed for upon his departure from Constantinople, may represent (albeit in garbled form) a Greco-Latin form of designation for the Sea of Azov, mediated orally through the Crimean Goths. More ambitiously, V. A. ARUTIUNOVA-FIDANIAN and A. S. SHCHAVELEV review the various theories floated by N. I. Marr and subsequent scholars about possible links between the legend of Kuar and his brothers recounted in the Armenian *History of Taron* and that of Kiy's foundation of Kiev in the *Povest' Vremennykh Let* (henceforth: PVL). Noting the similarities of names and motifs in the two legends, they question whether this can be sheer coincidence. They suggest the influence upon the two stories of some "Iranian proto-variant" and, noting the Alans' contacts with both Armenians and Slavs, they posit them as the cross-pollinators. Their theory is tenable, yet tenuous.

The question of whether sagas may register actual practices and historical facts bears directly upon early Rus history, and the nature of the sources of the PVL receives attention from several contributions. Rogneda's response to Vladimir Sviatoslavich's bid to marry her – "I don't want to take off the shoes of a slave's son!" – may not, according to A. F. LITVINA and F. B. USPENSKY, be wholly lacking in historical substance. They examine the statements of Old Norse laws about inheritance and collate them with the references in the sagas to inheritance rights, especially the assumption in *Egil's Saga* that a slave-girl's child could not inherit its father's property. Composed by the tenth-century scald Egil himself, and transmitted with apparent accuracy, the saga underpins the position of Litvina and Uspensky that Rogneda's reported rejection of Vladimir corresponds with contemporary Nordic custom-law. A comparable, albeit cautious, position about the PVL's value as a historical source is taken by P. LUKIN in one of the most substantive contributions to the volume. He argues that the PVL used the translated text of the Chronicle of George the Monk as the literary model for its account of Vladimir's sponsorship of paganism through the erection of idols and staging of human sacrifices: the similarities in wording between them are too close to be coincidental. This finding does not lead Lukin to dismiss the notion of sacrifices to pagan gods altogether. He points out that three of the names of the idols – Khors, Dazhd'bog and Stribog – also feature in the *Lay of Igor*, whose authenticity as an independent source from pre-Mongol Rus now seems clear. The names were, according to Lukin, known to the PVL's compilers from "oral tradition" (p. 343). Noting the emphasis Ilarion lays upon idols and human sacrifice in his *Sermon on Law and Grace* and also the fact that the Baptism of Rus was still within living memory at the time he delivered it, Lukin concludes that these themes are not mere exercises in rhetoric. Lukin's thesis would have benefited from two further considerations. Firstly, Vladimir's attempt to organise pagan practices and impose them on his heterogeneous subject-population was, on the PVL's own evidence, innovatory, rendering scholarly quests for precedents among the East Slavs redundant. Secondly, quests for exact Scandinavian parallels are no less ill-advised, in light of recent demonstration of the diversity of rites and beliefs in the Nordic world by scholars such as Neil Price and Anders Andrén.

The drawbacks of a hypercritical approach towards the PVL receive further consideration from E. V. PCHELOV, who examines the nature of Igor's

relationship with Rurik. Positing an oral tradition for Rurik's paternity of Igor, he holds that the failure of Ilarion and James the Monk to mention Rurik is not a valid counterargument. Two of the volume's pieces discuss the contribution made to the PVL by the senior princely counsellor, Ian Vyshatevich. Focusing on the PVL's account s. a. 1071 of Ian's encounter with "wizards" (*volkhy*) on the Upper Volga, V. I. PETRUKHIN proposes texts akin to the *Tolkovaia Paleia* as ultimate sources for the answers reportedly given by the wizards to Ian's questioning of their beliefs. Ian himself had a marked effect on the PVL's contents and outlook, according to T. V. GIMON. He highlights Ian as one of the very few oral informants to be named by the chronicle and proposes that the stories he told were incorporated at the time of composition of the *Primary Compilation*, c.1093. Gimons lengthy piece is rich in insights and sound in scholarship. Occasionally his arguments seem strained as, for example, his insistence on identifying the Vyshata who accompanied Prince Rostislav to Tmutarakan in 1064 with the homonymous father of Ian, who had been a commander on the Rus expedition against Constantinople in 1043: this is implausible, given that Ian himself died in 1106 at the age of ninety, if we follow the PVL's obituary notice. Nonetheless, Gimon shows how many passages in the PVL may derive from cliques – if not just one kin-group – of persons connected with the governorship of Novgorod, and he suggests that Ian might have recounted their oral traditions and genealogies to the PVL's compilers. His findings reinforce the connection (first posited by D. S. Likhachev) of Ian with the PVL's criticism of the ailing Vsevolod's recourse to "the counsel of the young" rather than to

wiser elders. Indeed, the worth to princes of counsel from experienced commanders and governors is a leitmotif of the PVL, and Ian could well have had a hand in bringing this theme to the fore. Gimon casts doubt on the very activity – presumed by most students of the PVL and its sources – of chronicle-writing in eleventh-century Novgorod. His scepticism tallies with the conclusions of N. F. KOTLIAR about chronicle-writing in Galich. Reviewing the data in the twelfth-century *Kievan Chronicle* (preserved in the *Ipaterskaia* Manuscript) concerning events in the Galich land, Kotliar points out the abundance of lively details but also the hostility towards such princes of Galich as Vladimirk Volodarevich. Rather than emanating from any Galich chronicle written under the prince's aegis, this material is more likely to derive from eyewitnesses who briefed Kievan-based chroniclers by word of mouth.

One cannot accuse this volume's contents of being over-weighted towards the history of Rus and the Nordic world. Thus I. G. KONOVALOVA offers insights on the use by al-Idrisi of both oral informants and ancient authorities like Ptolemy, while T. M. KALININA shows that the name *Burdjan* could be used in Arabic geographical works of 'Proto-Bulgars', Danubian Bulgars and the Burgundians. The price of such heterogeneity is a certain diffuseness, a lack of the close engagement with concepts such as the interplay between oral and written works that evokes Glazyrina's praise in her fore-mentioned review of the Bergen conference publication. The volume contains, however, useful contributions across a spectrum of disciplines, and a number of them make major contributions to scholarship.

Jonathan Shepard, Oxford

Die Chronik der Polen des Magisters Vincentius – Magistri Vincentii Chronica Polonorum. Übersetzt, eingeleitet und herausgegeben von Eduard Mühle – Edidit, interpretabatur et praefatione notisque instruxit Eduard Mühle. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 2014. 424 S. = Ausgewählte Quellen zur Geschichte des Mittelalters. Freiherr-vom-Stein-Gedächtnisausgabe, 48. ISBN: 978-3-534-24775-2.

Um „eine der wichtigsten polnischen Quellen des Hochmittelalters“ (S. 9) handle es sich bei der zu rezensierenden Chronik, wie die Reihenherausgeber schreiben. Der Magister, Probst und Bischof Vincentius (poln. Wincenty Kadłubek, geb. um 1150,

gest. 1223) verfasste sein Werk im ausgehenden 12. beziehungsweise in den ersten Jahrzehnten des 13. Jahrhunderts. Vermutlich erstellte er die Endredaktion, nachdem er sich von seinem Krakauer Bischofsamt ins Kloster zurückgezogen hatte. Eine genauere Datierung bleibt letztlich umstritten. Die *Chronica Polonorum* teilt sich in vier Bücher, die die Geschichte der polnischen Fürstentümer bis in die Antike zurückverfolgen und bis zum Jahre 1202 fortschreiben.

Das vierte Buch, das 35 % der gesamten Chronik umfasst, besitzt zweifellos einen besonderen quellenkundlichen Wert für die polnische Geschichte. Denn es beschäftigt sich mit dem Zeitraum der Jahre 1173–1202, die Magister Vincentius als Zeitzeuge selbst miterlebte. Es handelt sich mithin um jene

mittelalterliche Phase der polnischen Geschichte, als der „Verfassungskompromiss“ der Senioratsordnung, die das gemeinschaftliche *patrimonium* der Piastenfürsten zusammenhalten sollte, durch die Vorgänge gerade in der Krakauer Provinz brüchig wurde. Was daraus resultierte, war die teilfürstliche Zersplitterung, die bis ins 14. Jahrhundert andauern sollte.

Allerdings bleibt auch in diesem vierten Buch „vieles durch eine überbordende Rhetorik verschleiert“ (S. 49), wie Eduard Mühle schreibt. Die Chronik des Vincentius hatte eben in erster Linie auch belehrende Funktion im Sinne eines Fürstenspiegels, was zum einen die Dialogform des Werks erklärt, andererseits die moralisch verbrämten Ausführungen zur Legitimität der Herrschaftsansprüche einzelner Piastenfürsten. Es sind diese zeitgenössischen Vorstellungen verschiedener sozialer Gruppen zur Rechtmäßigkeit und zu den Pflichten einer Fürstenherrschaft, die im vierten Buch der *Chronica Polonorum* in den Worten des Chronisten ihren Niederschlag gefunden haben und die für die historische Forschung besonders ergiebig sein dürften.

Gerade vor dem Hintergrund der gleichsam ‚barock‘ überbordend anmutenden lateinischen Sprache des Chronisten ist man für die deutsche Übersetzung des Werks durch Eduard Mühle besonders dankbar. Dem lateinischen Original ist jeweils die deutsche Übersetzung spiegelbildlich auf einer Doppelseite beigelegt, so dass sich mühelos zwischen den beiden Textebenen hin und her wechseln und das lateinische Original konsultieren lässt. Der Herausgeber räumt hier durchaus vorsichtig ein, dass seine Übersetzung „nur ein mögliches Deutungsangebot“ (S. 75) sei beziehungsweise „die Interpretation eines Historikers“ (S. 74). Zwar kommentiert Mühle den Text bewusst sparsam und ordnet dessen Aussagen historisch nicht weiter in seine inhaltlichen Zusammenhänge ein – was dem Usus der Reihe entspricht. Doch entschädigt dafür teilweise eine ausführliche, über 70 Seiten starke Einleitung, die auf den Autoren, das Werk und das Umfeld seiner Entstehung eingeht und diesbezüglich den neuesten Stand der – naturgemäß vorwiegend polnischen – Forschung reflektiert.

Christophe von Werdt, Bern

MARITTA ISELER / SOPHIE LORENZ-RUPSCH / MARKUS HÖRSCH (HRSG.): Künstler der Jagiellonen-Ära in Mitteleuropa. Ostfildern: Thorbecke, 2013. 600 S., Abb. = Kompass Ostmitteleuropa. Kritische Beiträge zur Kulturgeschichte, 2. ISBN: 978-3-7995-0518-5.

Inhaltsverzeichnis:

<http://d-nb.info/1036324699/04>

Das vorliegende Namenslexikon, das Biogramme von etwa 100 bedeutenden, an den Jagiellonenhöfen des Spätmittelalters und der Frühen Neuzeit wirkenden Künstlern beinhaltet, ist aus einer Kooperation des Leipziger Geisteswissenschaftlichen Zentrums für Geschichte und Kultur in Ostmitteleuropa (GWZO) unter der Leitung von Jiří Fajt mit den kunstgeschichtlichen Instituten der Universitäten in Breslau (Romuald Kaczmarek) und Prag (Jan Royt) entstanden. Das trilaterale Projekt vereint Beiträge von Sophie Lorenz-Rupsch, Aleksandra Szewczyk, Agnieszka Patała und Jana Knejfl.

Nach einer kurzen erklärenden Einführung zu Entstehung und Aufbau des Werkes durch Maritta Iseler finden die interessierten Leser Beiträge zu solch geachteten Renaissancekünstlern wie etwa Veit Stoss (d. Ä.), Lucas Cranach (d. Ä.) oder Hans Dürer – dem jüngsten Sohn des berühmten Albrecht – aber auch zu weniger bekannten Malern, Grafikern

und Bildhauern des 15. und 16. Jahrhunderts wie etwa Niccolò Castiglione, Hans Brand oder Sebald Singer. Die Gliederung der Lemmata ist sehr übersichtlich. Stets dem gleichen Schema folgend, wartet das Lexikon u. a. mit Informationen zu den Namensvarianten, Berufen, gesellschaftlichen Stellungen bzw. Ämtern, Auftraggebern, Lebensdaten, sowie schließlich zur Herkunft, Ausbildung und Familie der in der Jagiellonenzeit wirkenden Künstler auf. Diesen knapp gehaltenen grundlegenden Informationen folgt jeweils ein etwas ausführlicheres Biogramm, das die unterschiedlichen Lebenswege anhand der wichtigsten Eckdaten recht konzise und bündig skizziert.

Ein großes Plus des Lexikons ist die detaillierte Aufzählung aller einem Künstler zugeschriebenen Werke. Am Ende der Beiträge finden sich mehrere bibliographische Hinweise. Zudem werden die wichtigsten relevanten (Archiv-)Quellen aufgeführt. Erfreulich ist auch das ausgedehnte Literaturverzeichnis am Ende des Lexikons sowie das ausführliche Orts- und Objektregister – eine deutliche Aufwertung des vorliegenden Nachschlagewerkes, die leider nicht in allen biographischen Namenslexika eine Selbstverständlichkeit darstellt.

Das Werk besticht durch seine Gründlichkeit und die sehr übersichtliche Strukturierung der einzelnen Beiträge, die das Nachschlagen und Filtern von Informationen sehr erleichtert. Entstanden ist somit

ein beeindruckendes Denkmal für die an den jeweiligen Jagiellonenhöfen des ausgehenden Mittelalters und der beginnenden Frühen Neuzeit wirkenden Künstler – ein Nachschlagewerk, das nicht nur dem

wissenschaftlichen Zielpublikum, sondern auch Laien, die einen guten Einstieg in die Materie suchen, zu empfehlen ist.

Paul Srodecki, Gießen

DITTMAR DAHLMANN / DIANA ORDUBADI / HELENA PIVOVAR (Hrsg.): Carl Heinrich Merck. „Beschreibung der Tschuktschi, von ihren Gebräuchen und Lebensart“ sowie weitere Berichte und Materialien. Göttingen: Wallstein, 2014. 552 S., 106 Abb., 1 Kte. = ISBN: 978-3-8353-1436-8.

Bis vor wenigen Jahren konnte man Carl Heinrich Merck (1761–1799) als den großen Unbekannten der deutschstämmigen Sibirienforscher des 18. Jahrhunderts bezeichnen, weil es Merck nicht vergönnt war, noch zu Lebzeiten seine Forschungsergebnisse zu veröffentlichen und weil auch später nur sehr wenige seiner Aufzeichnungen publiziert bzw. seine Manuskripte und Sammlungen zerstreut wurden. Nachdem Mercks Tagebuch über seine Erkundungsfahrten mit Joseph Billings entlang der Aläuten bis zur Küste Amerikas 2009 von Dittmar Dahlmann, Diana Ordubadi und Anna Friesen erstmals herausgegeben wurde, hat sich das geändert und Mercks Forschungsleistung erfährt damit jetzt eine späte Würdigung.

Der Engländer Joseph Billings (1761–1806) leitete zusammen mit Gavriil A. Saryčev (1763–1831) die nach ihnen benannte geheime Expedition, die von Katharina II. 1785 initiiert worden war, um den nordpazifischen Raum nach der II. Kamtschatkaexpedition unter Vitus Bering weiter zu erforschen und den russischen Machtanspruch über diese Region aufrecht zu erhalten. Carl Heinrich Merck schloss sich dieser Expedition 1786 in Irkutsk spontan an und begleitete Billings zunächst von 1788 bis 1791 auf dessen Erkundungsfahrt nach Alaska. Anschließend bereiste er 1791/1792 zusammen mit Joseph Billings und einigen wenigen Begleitern Čukotka; unter ihnen befand sich der Zeichner Luka Voronin.

In dem hier vorzustellenden zweiten Band wird Mercks Text über die Lebensweise der Čukčeen erstmals ungekürzt veröffentlicht. Seine Aufzeichnungen enthalten die frühesten umfangreichen authentischen Beschreibungen der Čukčeen (S. 109–227), die am äußersten nordöstlichen Zipfel des Imperiums weitgehend abgeschieden lebten. Allein dieser Umstand macht Mercks Text zu einer außergewöhnlichen Rarität unter den Reisebeschreibungen Sibiriens aus dem 18. Jahrhundert. Merck und Billings gelang

es, Zugang zu den Čukčeen zu erlangen, den diese zuvor allen Fremden verweigert hatten. Im 18. Jahrhundert war Čukotka zwar formell Bestandteil des Russländischen Imperiums, informell aber galt es als unerschlossen und die Čukčeen wurden als äußerst kriegerisch und unbeugsam angesehen.

Es fällt auf, dass sich Merck als Beobachter sehr zurückhaltend über alles äußert, was er bei den Čukčeen erlebt und beobachtet hat. Nie hat man als Leser das Gefühl, hier würde jemand mit dem erhobenen Zeigefinger über die angeblich ‚rückständigen‘ Indigenen schreiben, viel mehr dominieren äußerst präzise Beschreibungen der Verhaltensweisen der Čukčeen den Text, z.B. über den äußerst effizienten Umgang mit allen ihnen zur Verfügung stehenden Ressourcen. So findet der eigene Urin bei ihnen vielfache nützliche Verwendung. Der Text ist zweifellos vor allem für Ethnologen besonders wertvoll, weil man mit seiner Hilfe den Wandel der Lebenskultur der Čukčeen und ihres arktischen Lebensraums erfassen kann. Auch für Historiker ist der Text von Interesse, zeigt er doch, wie wenig präsent die russischen Invasoren noch im späten 18. Jahrhundert am äußersten Rand des Imperiums waren, während offenbar intensivere Kontakte zu den Aläuten und zum amerikanischen Kontinent bestanden.

Mercks Text wurde möglichst originalgetreu wiedergegeben und zurückhaltend kommentiert (S. 109–209). Die Handschrift ist ausgesprochen gut lesbar. Eingefasst wird der Haupttext durch eine Reihe von Artikeln, beginnend mit einer ausführlichen Einleitung der Herausgeber, die auch Bezug nimmt auf den anfangs erwähnten ersten Band von Mercks Aufzeichnungen und die komplizierte Geschichte darlegt, wie Mercks Manuskript endlich in das Familienarchiv der Darmstädter Dynastie gelangte (S. 7–46). Es folgen drei Artikel, in denen Mercks Werk wissenschaftlich eingeordnet wird. Zunächst stellt LUPOLD VON LEHSTEN anhand von Mercks Freundschftsalbum dessen Studienzeit in Gießen und Jena dar (S. 47–67), anschließend erläutert SYLKE FRAHNERT die Bedeutung von Mercks ornithologischer Sammlung, die leider völlig zerstreut wurde (S. 68–80). MICHAEL KNÜPPEL arbeitet in seinem Beitrag die große Bedeutung von Mercks gesammelten Sprachlisten und ethnologischen Sammlungen für die Linguistik und Ethnologie heraus (S. 81–106).

Die von Merck zusammengestellten Wortlisten sind bislang nicht ausgewertet worden, hier werden sie am Ende des Bandes zumindest zusammengestellt (S. 395–514). Sie dürften eine wahre Fundgrube für Linguisten sein, zumal sie auch andere Sprachen wie Jukagirisch und Itelmenisch umfassen und darüber hinaus Dialekte sorgsam aufgeführt werden. Die Wortlisten sind von Peter Simon Pallas (1741–1811) ergänzt worden, u. a. mit Aufzeichnungen von Stepan Krašeninnikov (gest. 1755). Pallas war Mercks wissenschaftlicher Berater und verwahrte nach dessen Tod zunächst auch seine Manuskripte, die dann nach seinem Tode auf verschlungenen Wegen nach Berlin gelangten.

Als Ergänzung und zum Vergleich wird der Auszug des Haupttextes hier noch einmal abgedruckt, der 1814 im *Journal für die neuesten Land- und Seereisen* erschienen ist (S. 227–284), wobei deutlich wird, wie stark der Text gekürzt wurde und wie einschneidend die vorgenommenen Eingriffe in die Begrifflichkeiten den Originaltext veränderten. Des Weiteren ist noch ein Text von Mercks Begleiter und Gehilfen CARL ANDREAS KREBS aufgenommen worden (S. 285–312), der 1814 zusammen mit dem vorher erwähnten Text erstmals erschienen war. In Krebs' Text werden die Lebensverhältnisse der indigenen Bevölkerung auf den Aläuten beschrieben. Die Originalhandschrift ist leider verschollen, so dass hier keine Vergleichsmöglichkeit mehr existiert.

Anschließend folgt ein Artikel in russischer Sprache über Herkunft, Glaube und Bräuche der Jakuten, der 1806 in der Zeitschrift *Ljubitel' slovesnosti* erschienen war (S. 313–327) und dessen Verfasser N. F. OSTOLOPOV sich sehr stark auf Mercks Auf-

zeichnungen stützte. Hier wird dem Leser auch eine Übersetzung dieses Artikels angeboten (S. 328–352).

Außerdem werden die erhaltenen Rapporte Mercks an Joseph Billings aufgeführt (S. 353–367). Es folgt die Beschreibung der Vogelart *Colymbus tschukotzkyensis* (heute: *Colymbus pacificus*) (S. 369–371) samt Illustration. Den Abschluss bildet ein Text über verschiedene Fischarten, die Merck erstmals entdeckt hat (S. 373–395), bevor am Ende die erwähnten Wortlisten platziert sind, wo beispielsweise 17 verschiedene Dialekte auf Kamtschatka erfasst werden. Die Texte werden von zahlreichen Illustrationen ergänzt, die zum größten Teil aus der Feder Luka Voronins stammen. Abgerundet wird der Band durch einen sorgfältig ausgearbeiteten Anhang mit Quellen- und Literaturverzeichnis, einem Ortsnamen- und einem Personenregister.

Der Sammelband besticht nicht zuletzt durch die gute Lesbarkeit der Texte und sehr gute ästhetische Qualität der erwähnten Illustrationen, selbst die Reproduktionen der Wortlisten sind relativ gut zu entziffern. Der größte Wert dieses zweiten Bandes besteht fraglos darin, dass diese Texte endlich überhaupt ungekürzt publiziert wurden und damit auch Merck aus dem langen Schatten der anderen bedeutenden deutschstämmigen Sibirienforscher wie P. S. Pallas, G. F. Müller, J. G. Gmelin und G. W. Steller heraustritt. Das Gleiche lässt sich von der ganzen Billings-Saryčev-Expedition behaupten, die lange Zeit wenig im Fokus der Forschung stand, was sich dank der hier genannten Publikationen zu Merck und der in Kürze erscheinenden Dissertation von Diana Ordubadi über die Bedeutung dieser Expedition zumindest in Deutschland ändern sollte.

Kristina Küntzel-Witt, Lübeck

DAMIAN SZYMCZAK: Galicyjska „ambasada“ w Wiedniu. Dzieje Ministerstwa dla Galicji 1871–1918. Poznań: Wydawn. Poznańskie, 2013. 361 S. = ISBN: 978-83-7177-852-0.

Galizien als thematisches und motivisches Feld von Begegnung, Verflechtung und Reibung unterschiedlicher ethnischer Gruppen einerseits und von Verwerfungen und Ungleichzeitigkeiten der gesellschaftlichen und politischen Modernisierungsprozesse andererseits bleibt offensichtlich in den historisch-kulturwissenschaftlichen Fächern ergiebig.

Mit der hier zu besprechenden Monographie liegt allerdings ein Beitrag zur Geschichte politischer Institutionen vor, wie er in den letzten Jahren eher selten geschrieben wurde. Solide ausgebildet, geht der

Autor dementsprechend – im besten Sinne des Wortes – konventionell unter hauptsächlich chronologischen Gesichtspunkten an das Thema heran: Er widmet sich zunächst der Entstehung der Idee einer für Galizien zuständigen Institution (Kanzlei/Ministerium) seit dessen Annexion durch die Habsburgermonarchie (Kapitel I), charakterisiert dann Rechtsgrundlagen und praktisches Funktionieren des Ministeriums, aber auch Kontroversen um seinen Bestand (Kapitel II), bevor er dessen engere Geschichte in den Jahren 1871 bis 1918 in fünf Kapiteln darstellt, welche in sich vornehmlich nach Personen (v. a. nach den Ministern) strukturiert sind. Die Gliederungskriterien sind stark an der jeweiligen Situation der polnischen Ethnie im Rahmen der Habsburgermonarchie orientiert, die ethnische Viel-

schichtigkeit der Akteure Galiziens in ihrer Gesamtheit (Ruthenen, Juden) wird eher implizit behandelt – für die Situation in Wien und somit auf der Regierungsebene der Gesamt-Habsburgermonarchie ist die suggerierte und beanspruchte polnische Dominanz durchaus stimmig und ein treffender Spiegel der Verhältnisse in Galizien. So sieht der Autor eine Phase von Föderalismus und Zentralismus bis 1879 (Kapitel III), verortet einen Zenit polnischer Einflüsse in den Jahren 1879 bis 1897 (Kapitel IV), fokussiert einen Abschnitt vom Ende der polnisch dominierten Kabinette und Regierungen bis zur allgemeinen Wahlrechtsreform von 1907 (Kapitel V), folgt durchaus breit etablierten Vorstellungen und Vorgaben zur Verfassungs- und Ereignisgeschichte, wenn er eine Epoche des „Volksparlamentes“ der Jahre 1907 bis 1914 (Kapitel VI) und schließlich die Zeit während des Ersten Weltkriegs (Kapitel VII) unterscheidet, um mit einer knappen Zusammenfassung zu schließen.

Mit der vorliegenden Arbeit wird somit ein ganz essenzielles Forschungsdesiderat bedient, da die Geschichte einer doch etwas in Vergessenheit geratenen Institution geschrieben wird. Das grundsätzliche Gelingen dieses grundlegenden Unterfangens spiegelt sich vor allem in einer überaus beeindruckenden Fülle und Dichte von verarbeiteten Quellen wider: Neben unpubliziertem Material aus 16 (!) Archiven und Bibliotheken in Polen (vor allem Krakau und Warschau, aber auch Breslau, Rzeszów und Tarnów) und der Ukraine (Lemberg), sowie in Österreich (Wien) und der Tschechischen Republik (Brünn), sind publizierte Erinnerungen und Memoiren, Akteneditionen und – damit nicht genug – 47 (!!!) Periodika verarbeitet. Positiv fällt darüber hinaus die breite Berücksichtigung von Forschungsständen vor allem polnisch- und deutschsprachiger, aber auch ukrainisch-, tschechisch- und slowakischsprachiger Provenienz auf.

Der Autor weist beeindruckend breite und differenzierte Kenntnisse zur Situation der Nationsbildungsprozesse in der Habsburgermonarchie nach, etwa in den böhmischen Ländern, in Krain, Istrien oder Dalmatien, aber naheliegenderweise auch bei den Ruthenen oder nicht zuletzt bei den Deutsch-Österreichern. Hervorzuheben ist ferner die gute Kenntnis des österreichischen Forschungsstandes, die dem Autor sogar ermöglicht, eine Reihe unpublizierter Qualifikationsarbeiten zu seinem Thema zu berücksichtigen. Die Studie ist mit einem Personennamensverzeichnis zufriedenstellend ausgestattet.

Wollte man an die Behandlung des Themas noch Wünsche herantragen, dann könnten diese in einer noch breiteren und expliziteren Kontextualisierung bestehen, die zumindest punktuell realisierbar wäre – sei es hin zu den dynamisierenden Faktoren des 19. Jahrhunderts wie Nationalismus und Modernisierung, sei es hin zu den funktionalen Verflechtungen mancher der untersuchten politischen – und häufig auch wirtschaftlichen – Akteure auch in internationalen Zusammenhängen. Einschlägige Forschungsarbeiten zum galizischen Sozialismus (Kerstin S. Jobst) oder entsprechende Memoirenliteratur zum Unternehmertum (Alfred Antoni Potocki) liegen ja vor. Auch eine Berücksichtigung der englischsprachigen Forschung zur Habsburgermonarchie (Robert A. Kann) und zu Galizien (Larry Wolff) hätte der Arbeit mit wenig Mühe noch mehr Horizont verliehen.

Abschließend kann und soll jedoch wiederholt werden, dass mit der vorliegenden Studie durch grundlegende und gründliche Arbeit ein Stück Institutionengeschichte auf monographischer Ebene vor dem Vergessen bewahrt wurde – Signifikanteres kann man über die Relevanz einer historiographischen Arbeit eigentlich nicht sagen.

Christoph Augustynowicz, Wien

Die baltischen Kapitulationen von 1710. Kontext – Wirkungen – Interpretationen. Hrsg. von Karsten Brüggemann / Mati Laur / Pärtel Piirimäe. Köln, Weimar, Wien: Böhlau, 2014. VI, 217 S. = *Quellen und Studien zur baltischen Geschichte*, 23. ISBN: 978-3-412-21009-0.

Inhaltsverzeichnis:

<https://www.degruyter.com/view/books/boehlau.9783412211615/boehlau.9783412211615.toc/boehlau.9783412211615.toc.xml>

Der vorliegende Sammelband ist die Dokumentation

der Beiträge einer gleichnamigen Tagung, die im September 2010 in Dorpat (Tartu) stattgefunden hat. Die Einleitung der Herausgeber bietet neben Kurzvorstellungen der Aufsätze des Bandes auch eine erste inhaltliche Annäherung. So werden die Motive der Akteure bei Vertragsabschluss, die Auswirkungen der Verträge auf die rechtliche Stellung Livlands im russischen Imperium sowie ein Überblick über die verschiedenen Narrative und die daraus erwachsene Kontroverse bezüglich der Deutung der Kapitulationen im späten 19. Jahrhundert thematisiert. Insbesondere das Handeln Peters I. wird von den Verfassern als gleichermaßen propagandistisch wie prag-

matisch interpretiert. So habe Peter durch die Akzeptanz einer historisch-rechtlichen Sonderstellung von Teilen seines Reiches dieses als „normal“ und „europäisch“ darstellen (S. 3) und gleichzeitig seinem Herrschaftsbereich ganz pragmatisch ein Beispiel für den von ihm angestrebten Europäisierungsprozess einverleiben können.

Der Aufsatz *Europäische Kapitulationsurkunden: Genese und Rechtsinhalt* (S. 17–42) von JÜRGEN VON UNGERN-STERNBERG ordnet die Kapitulationen von 1710 in einen europäischen Rahmen ein, indem von den baltischen Kapitulationen ausgehend in der Geschichte rückwärtsschreitend die Genese von Kapitulationen bis zum Zweiten Punischen Krieg untersucht wird. Dabei zeigt von Ungern-Sternberg, dass Kapitulationen nur in den seltensten Fällen einer rechtlichen (Selbst-)Vernichtung gleichkamen, sondern beiden Seiten Vorteile brachten (S. 36 ff.). Die militärisch überlegene Macht gewann Loyalität und Zeit, welche in Belagerung und Eroberung hätte investiert werden müssen, die unterlegene Seite erlangte „im Moment Sicherheit und für die Zukunft Rechtssicherheit“ (S. 38).

In dem Beitrag *Die Kapitulationen von 1710 im Kontext der schwedischen Reichspolitik Ende des 17. Jahrhunderts* (S. 43–64) legt RALPH TUCHTENHAGEN den Schwerpunkt auf die zuvor erfolgte Reduktions-, Inkorporations- und Schwedisierungspolitik und verschiebt dabei den Fokus von den baltischen Partikularinteressen zur reichsweiten schwedischen Provinzialpolitik. Er zeigt, dass die Maßnahmen der schwedischen Regierung im Baltikum im Vergleich zu anderen schwedischen Provinzen weder besonders hart noch ungewöhnlich waren. Nach der Lektüre dieser Ausführungen liegt der Schluss nahe, dass das eigentlich Ungewöhnliche die lange Zeit war, welche verstrich, bevor die schwedische Reichsregierung ernstzunehmende Integrationsmaßnahmen im Baltikum ergriff. Hierfür dürften die permanenten militärischen Anforderungen ursächlich gewesen sein, die mit der schwedischen Expansionspolitik einhergingen und die es den jeweiligen schwedischen Herrschern und ihren Beratern dringlicher erscheinen ließen, dass die baltische Ritterschaft loyal blieb, als dass die baltischen Provinzen ernsthaft zur Stärkung der schwedischen Macht beigetragen hätten. Als dann aber die Reduktion durchgeführt wurde, sanierte dies die schwedischen Finanzen „in einem Maße, das in der schwedischen Geschichte bis dahin unbekannt gewesen war“ (S. 57). Vorbildhaft an Tuchtenhagens Aufsatz ist der akribische Anmerkungsapparat, der den Leser detailliert in den schwedischsprachigen Forschungsstand einführt.

In dem Artikel *The Capitulation of 1710 in the Context of Peter the Great's Foreign Propaganda* (S. 65–86) geht PÄRTEL PIIRIMÄE auf die Ziele ein, die Peters I. mit den Kapitulationen von 1710 für seine Außendarstellung verfolgte. Dabei widmet er sich hauptsächlich drei Fragen: erstens, inwieweit die Kapitulationen halfen, den Anspruch auf den Imperatortitel salonfähig zu machen; zweitens, wie mit Hilfe der Kapitulationen der faktische Besitz des Baltikums auch gegenüber dem polnischen Bündnispartner rechtlich angebahnt und abgesichert wurde, und drittens, wie Russland das Bild eines barbarischen Staates abstreifen und das Image eines traditionell-europäischen annehmen wollte. Hierfür war Peter bestrebt, den Kriterien eines gerechten Krieges zu genügen, was ihn jedoch nicht von der Zerstörung Dorpats 1708 abhielt (S. 86).

Einen hochinteressanten, aber auch kontroversen Artikel bietet ANDRES ANDRESEN. In *Der Systemwechsel in der Kirchenleitung Estlands nach 1710 und seine Bedeutung für ein Paradigma der deutschbaltischen Geschichtsschreibung* (S. 87–117) setzt er sich mit der nicht nur in der deutschbaltischen Historiographie gängigen These der Rechtskontinuität durch die Kapitulationen kritisch auseinander. Ihm gelingen dabei wichtige Korrekturen des bisherigen Bildes. So kann er nicht nur massive Brüche in der Rechtswirklichkeit aufzeigen, sondern auch deren kontroverse Diskussion im 18. Jahrhundert dezidiert nachzeichnen. Die Verstöße gegen die Kapitulationen bei der Neuordnung der Kirchenleitung in Estland wurden in den drei Jahrzehnten nach 1710 hitzig diskutiert. Andresens Schlussfolgerungen darüber, warum die deutschbaltische Forschung diese Vorgänge ‚übersehen‘ habe, dürften aber strittig sein. Er vermutet, dies sei im 19. Jahrhundert absichtlich geschehen, um die Argumentationslinien – vor dem Hintergrund des Russifizierungsdrucks – nicht zu gefährden. Doch solch ein vorsätzliches Ignorieren von Befunden passt kaum zu den vom Positivismus beeinflussten Historikern dieser Zeit. Zudem argumentiert der Verfasser in einem Abschnitt nicht mit dem, was die von ihm analysierten Autoren geschrieben haben, sondern mit dem Eindruck, den die Leserschaft aus dem Geschriebenen hätte gewinnen müssen. (S. 110–111) Es drängt sich vermittelnd die Deutung auf, dass sich die kirchenpolitische Ordnung in den Jahrzehnten vor dem Großen Nordischen Krieg so stark veränderte, dass ihre Struktur als so wenig geschlossen angesehen wurde, dass weder die Zeitgenossen in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts noch die Historiker im 19. (und 20.) Jahrhundert die weitere Ausgestaltung in jedem Falle

als Vertragsbruch, als Verstoß gegen den Geist der Kapitulationen ansahen, wohl aber so sehen konnten, da ein Verstoß gegen den Wortlaut ohne Zweifel vorlag. Trotz dieses Kritikpunktes ist der Aufsatz von Andresen einer der herausragenden Beiträge der Publikation, der die wissenschaftliche Diskussion sicher voranbringt.

Aus der Perspektive der Kaiserin setzt sich MATI LAUR in seinem Beitrag *Katharina II. und die Kapitulationen von 1710* (S. 119–128) mit dem Sonderstatus des baltischen Landesstaates auseinander. Er zeigt auf, dass im Kontext absolutistischer Regierungsformen die Anomalie nicht der Versuch der Auflösung des Sonderstatus, sondern dessen Bestehen war. Nach Laur wurden durch den Regierungsantritt Katharinas II. die „Beziehungen zwischen St. Petersburg und den baltischen Provinzen“ nachhaltig ihrer Stabilität beraubt. (S. 121) Zwar scheine es so, als ob Katharina II. in der Bestätigung der Privilegien zunächst nur eine Routine gesehen habe, doch bald schon habe sie festgestellt, wie hinderlich diese Autonomie war. Trotzdem wurde erst durch die Übertragung der Statthalterchaftsverfassung auf Est- und Livland (1783) tatsächlich eine gewisse Einschränkung der Autonomie verwirklicht. Das Neue an der Politik Katharinas sieht Laur in der Prämisse, von den Interessen des Reiches als Ganzem auszugehen (S. 128). So sei die – das 19. Jahrhundert bestimmende – Pattsituation begründet worden, in „der der Zentralstaat eine engere Integration [...] anstrebte, zugleich jedoch nicht bereit oder in der Lage war, die baltische Autonomie radikal aufzuheben“ (S. 128).

Altmeister GERT VON PISTOHLKORS zeichnet in seinem Beitrag „*Alte Ruinen*“ (*Julius Eckardt*) oder *Garanten einer zeitgemäßen praktischen Politik? Zur Interpretation der Livländischen Privilegien von 1710/21 vor der „Russifizierung“ (1841 bis 1885)* (S. 129–151) den Konflikt zwischen Konservativen („Reformfeinden“ oder „Intransigenten“) und Reformern nach. Es ge-

lingt ihm, sowohl die inneren deutsch-baltischen Konfliktlinien als auch die wachsende Verständnisslosigkeit der Provinzialpolitiker gegenüber den Russifizierungsbestrebungen und – auf der anderen Seite – dem anschwellenden lettischen und estnischen Nationalismus darzulegen.

Der Artikel *Die baltischen Kapitulationen von 1710 und die Gesetzbücher des 19. Jahrhunderts* (S. 153–182) von MARJU LUTS-SOOTAK beschließt sodann die Reihe derjenigen, die sich im engeren Sinne mit den baltischen Kapitulationen auseinandersetzen. Man hätte es der Autorin und dem Sammelband gewünscht, dass ihr Aufsatz an zweiter Stelle zu lesen gewesen wäre, denn die ersten 15 Seiten ihrer klugen Darlegung bieten eine gelungene Einführung in die *Capitulations-* bzw. *Accords-Puncta* der verschiedenen Kapitulationen von 1710. Im zweiten Teil ihres Aufsatzes erläutert Luts-Sootak dann, wie diese Basis ab 1846 einmal in Richtung der Stärkung der Vorrechte der Ritterschaft, einmal in Richtung der Aufhebung derselbigen umgestaltet bzw. „inhaltlich entleert“ wurde (S. 181).

Den Abschluss bilden zwei komparatistische Artikel mit Schwerpunkt auf den Verhältnissen in Finnland nach 1809. LARS BJÖRNE präsentiert *Finnland 1809 – und die Entwicklung danach: Versuch einer kurzen Rechtsgeschichte* (S. 183–193), und ROBERT SCHWEITZER erörtert die Frage *Vorbild oder Auslaufmodell? Die Bedeutung der Kapitulationen und der Autonomie der Ostseeprovinzen für die Autonomie Finnlands im Russischen Reich* (S. 195–206). Beide Beiträge fallen leider dadurch auf, dass ihr Vortragscharakter beibehalten wurde. Es stellt sich somit die Frage, ob es nicht sinnvoller gewesen wäre, diese beiden Artikel an einem anderen Ort zu publizieren. Ein Sammelband sollte nicht vorrangig der Dokumentation einer Tagung dienen. Aber auch wenn dieser Band dies vorrangig macht – seine Lektüre lohnt sich allemal.

Raoul Zühlke, Neuss

Frieden und Konfliktmanagement in interkulturellen Räumen. Das Osmanische Reich und die Habsburgermonarchie in der Frühen Neuzeit. Hrsg. von Arno Strohmeyer / Norbert Spannenberger. Stuttgart: Steiner, 2013. 389 S., 7 Abb. = *Forschungen zur Geschichte und Kultur des östlichen Mitteleuropa*, 45. ISBN: 978-3-515-10434-0.

Ein Raum im Wandel. Die osmanisch-habsburgische Grenzregion vom 16. bis zum 18. Jahrhundert. Hrsg. von Norbert Spannenberger / Szabolcs Varga. Stuttgart: Steiner, 2014. 308 S., 12 Abb. = *Forschungen zur Geschichte und Kultur des östlichen Europa*, 44. ISBN: 978-3-515-10428-9.

Inhaltsverzeichnisse:

<http://d-nb.info/1041892314/04>

<http://d-nb.info/1050885791/04>

Die beiden Tagungsbände aus dem GWZO in Leipzig (die entsprechenden internationalen Fachtagungen fanden dort im Februar 2007 unter dem Titel *Between the Ottoman and the Christian Worlds – Frontiers in Early Modern Europe* bzw. im Oktober 2009 in Salzburg unter der Überschrift *Frieden und Konfliktmanagement in interkulturellen Räumen: Das Osmanische Reich in Europa [16.–18. Jahrhundert]* statt) widmen sich auf den ersten Blick unterschiedlichen, teilweise jedoch auch komplementären Aspekten des Themas „Raum im Wandel“ in multikulturellen osmanisch-habsburgischen (sowie -polnischen) Grenzgebieten vom 16. bis 18. Jahrhundert, wobei in beiden Sammelbänden zwar auch übergreifende Aspekte (siehe die Aufsätze von E. Petritsch, M. Koller, D. Kolodziejczyk, G. İşıksel, A. Strohmeyer, H. Rudolph, E. Bóka), mehrheitlich aber Einzelfragen behandelt werden. Die dabei generell verfolgte Zielsetzung war es einerseits, „die von der Forschung weitgehend vernachlässigten Dimensionen der habsburgisch-osmanischen Beziehungen in der Frühen Neuzeit zu erschließen“ (Vorwort der Herausgeber in *Frieden und Konfliktmanagement*, S. 9), andererseits langlebige Stereotype sowie historiographische und populärwissenschaftliche Vorurteile bzw. symbolhafte Ideologeme von „Erzfeind“ oder „Türkengräuel“ bis „Kreuzzug“/„Heiliger Krieg“ zu hinterfragen, wobei die auf beiden Seiten propagandistisch eingesetzten Feind-Topoi konkretisiert und gegebenenfalls zu rechtgerückt werden. Da in Graz, München und Wien zu den habsburgisch-osmanischen Beziehungen seit der Gründung verschiedener Osteuropa-

Institute und -Seminare im deutschen Sprachraum nach 1920 kontinuierlich geforscht worden ist, hieße es allerdings korrekterweise besser: „die von der *jüngeren* Forschung vernachlässigten Dimensionen“, wobei dazu die hier breit zu Wort kommende „friedliche Dimension“ in den habsburgisch-osmanischen Beziehungen sowie die „bewegliche(n) Grenzräume“ (Vorwort der Herausgeber in *Frieden und Konfliktmanagement*, S. 9 und 10) gehören. Beide Bände stellen in einleitenden Kapiteln die nachfolgenden Beiträge kurz vor, und insbesondere die Herausgeber von *Raum im Wandel* sind bemüht, die zahlreichen, zum Teil kleinteilig-spezifischen, wenn auch interessanten Themen als bedeutsam erscheinen zu lassen – was der Rezensentin nicht immer zwingend schlüssig erscheint. Dazu gehört etwa *Das Ungarnbild im Illyris-mus* von DÉNES SOKCEVITS u.a.m.

„Grenze“ ist das Schlüsselwort vieler der 17 Beiträge in *Ein Raum im Wandel*. Es konkretisiert sich in den unterschiedlichen Vorstellungen von Grenz- und Machträumen zwischen dem islamischen Konzept vom „Haus des Krieges“, der „beweglichen Grenze“ und der „Granitz“ oder Militärgrenze der Habsburger, der sog. „Habsburgisierung“ bzw. „Osmanisierung“ Südosteuropas im 16./17. Jahrhundert sowie auch als ‚mentale Grenze‘ in Propaganda und Literatur oder als Formen der Grenzüberschreitung in sog. Kondominien steuerlicher oder religiöser Art. MARKUS KOLLER, einer der namhaften deutschen Forscher zum Thema (MARKUS KOLLER: *Eine Gesellschaft im Wandel. Die osmanische Herrschaft in Ungarn im 17. Jahrhundert [1606–1683]*. Stuttgart 2010; siehe auch die Besprechung des Titels in den JGO 62 [2014] S. 133–134), nimmt in *Grenzwahrnehmung und Grenzmacht* (in *Ein Raum im Wandel*, S. 9–22), in ähnlicher Art und Weise wie schon in seiner Monographie Bezug auf das *Grenz-condominium* in Südosteuropa und die Militärgrenze vom Mittelmeer bis nach Siebenbürgen, die er als Element offensiver Außenpolitik kennzeichnet (S. 15). DARIUSZ KOŁODZIEJCZYK verweist nach einer pointierten Einführung in seinem Aufsatz *Ottoman Frontiers in Eastern Europe* auf die bahnbrechenden US-amerikanischen Beiträge zum Konzept der *open frontiers* (in *Ein Raum im Wandel*, S. 25–37 – vergessen scheinen dagegen die dasselbe meinenden, etwas allgemeineren Formulierungen eines J. Farkas von den „wandernden Grenzen“ und den sich dazwischen bewegenden „wandernden Völkern“ im südöstlichen Europa. JULIUS FARKAS: *Südosteuropa. Ein Überblick*. Göttingen 1955, S. 7), und demontiert dabei einige langlebige historiographische Vorurteile von beiden Seiten (S. 35), während ERNST D. PETRITSCH aus der Ana-

lyse der Friedensverträge von Zsitvatorok (1506) und Karlowitz (1699) (in *Ein Raum im Wandel*, S. 39–52) dies konkretisiert, wenn er festhält, dass nicht ‚Grenzen‘ im modernen Sinn, sondern variable Einflussräume wie u. a. Festungen von beiden Kontrahenten als Einflussbereiche bzw. Trennmarken angesehen wurden. NORBERT SPANNENBERGER weist anhand einer Einzelgruppe, der „Raizen“ im 16./18. Jahrhundert, nach, dass Migration nach beiden Richtungen stattfand (in *Ein Raum im Wandel*, S. 87–112); allerdings hatte die Serbenmigration bereits im 15. Jahrhundert, z. B. ins Banat, längst begonnen. Bei ANTAL MOLNÁR, der Bekanntes aus seinen eigenen Aufsätzen zusammenfasst (in *Ein Raum im Wandel*, S. 181–196), erscheint der Aspekt der Raumüberschreitung konfessioneller Gruppen zu unscharf. Auch beschränkt er sich auf Katholiken, während andere Regionen des Missionsbistums Belgrad wie Syrmien, Slawonien, das Banat und Siebenbürgen ebenso wie die Orthodoxen in diesem Raum in seinem Überblicksbeitrag, der nur Ungarn in seinen aktuellen Grenzen berücksichtigt, fehlen.

Der Band *Frieden und Konfliktmanagement* zieht in der Einleitung der Herausgeber (S. 11–28) neben einer Kurzvorstellung der nachfolgenden Beiträge dankenswerterweise auch Bilanz zum Hauptthema – etwa, zum Konzept des Buches, das u. a. nachweist, Frieden sei in dieser europäischen Region nicht nur die Abwesenheit von Krieg, Krieg nicht nur ein „mit Wort und Tat eindeutig erklärter Zustand“ (S. 18) gewesen. „Tiefe Brüche“ kennzeichneten die osmanisch-habsburgischen Beziehungen – geschuldet der Religion als politischer Instrumentalisierung von Machtstreben sowie der „imperialen Mission“, die beide Kontrahenten über Jahrzehnte intensiv verfolgten, und gleicherweise auch bedingt durch politische Legitimierung und Eroberungsideologien zwischen „Heiligem Krieg“ und „Kreuzzug“. Dabei spielten die vielen „kulturellen Unterschiede zwischen Osmanen und Europäern“ die entscheidende Rolle; sie machten die zahlreichen „Differenzen“ im

„Konfliktmanagement“ aus, um die beide Seiten bemüht gewesen seien (S. 19). Erhellend ist auch eine weitere Bilanz: Acht „Türkenkriegen“ zwischen Habsburg und dem Osmanenreich stehen 65 Friedens- oder Waffenstillstandsverträge und sonstige Absprachen gegenüber; acht „Türkenkriegen“ mit Venedig immerhin 50 derartige Verträge (S. 11). Verweise auf weiterführende und Basisliteratur bereichern des Weiteren diese Einleitung.

Die 21 Beiträge in diesem Band sind passend in vier Abschnitte gegliedert: 1. „Friedenspolitik“ und *Konfliktvermeidungsstrategien* mit Bezug auf Siebenbürgen (unter Wladislaw II., Ludwig II. und Stefan Báthory) sowie Slawonien, Venedig, Istanbul und Wien; 2. *Friedensverträge und Waffenstillstandsabkommen* mit ihren lokalen wie internationalen Auswirkungen vom Westfälischen Frieden 1649, an dem Siebenbürgen als einziger osmanischer „Untertan“ teilnahm, bis zu den Friedensschlüssen von Eisenburg (1664) und Karlowitz (1699), wobei hier der sehr kompakte Beitrag von E. D. PETRITSCH *Dissimilieren in den habsburgisch-osmanischen Friedens- und Waffenstillstandsverträgen (16.–17. Jahrhundert): Differenzen und Divergenzen* (S. 145–161) hervorzuheben ist; 3. *Diplomatie und Diplomaten*, einen Abschnitt, in dem vor allem der Beitrag von ARNO STROHMEYER: *Die habsburgisch-osmanische Freundschaft (16.–18. Jahrhundert)* (S. 223–238) herausragt; und schließlich 4. *Krieg und Frieden im Diskurs*, der u. a. den knappen, aber aufschlussreichen Beitrag von ÉVA BÓKA *From Holy War to Balance of Power: Europe and the Ottoman Empire (16th–17th Century)* enthält (S. 333–341).

In zahlreichen Beiträgen dieses Bandes wird neue, oft eigene Forschung referiert, was ihn gewinnbringend heraushebt. Auch wurde hier abschließend zumindest ein Autorenverzeichnis beigegeben, und da das Buch auch als E-Book erschienen ist, mag das fehlende Register verschmerzbar sein, was im Fall des Bandes *Raum im Wandel* ein ärgerlicher Mangel ist.

Krista Zach, München

California Through Russian Eyes, 1806–1848. Compiled, translated and edited by James R. Gibson. Norman, OK: University of Oklahoma Press, 2013. 492 S., 13 Abb. = Early California Commentaries Series, 2. ISBN: 978-0-87062-421-6.

Retrospektiv gehört Russlands Präsenz in Kalifornien in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts sicherlich zu den erstaunlichsten Episoden russischer Ex-

pansionspolitik in Nordamerika. Russlands Ausgreifen über Alaska hinaus in südlichere Gebiete des Nordpazifiks – auf die Hawaii-Inseln, an die Mündung des Columbia River und eben nach Kalifornien – ist Zeugnis der vielschichtigen und dynamischen Expansionsprozesse verschiedener Parteien, denen der nordamerikanische Kontinent bis zu seiner staatlichen Konsolidierung durch die Vereinigten Staaten von Amerika unterworfen war. Neben der im Niedergang begriffenen Kolonialmacht Spanien, dem

nach Souveränität strebenden Mexiko, den zunehmend entschiedener als kontinentaler Hegemon auftretenden USA und der autochthonen Bevölkerung waren es eben auch Russen, die um Einfluss in Kalifornien konkurrierten.

Im Verbund mit US-amerikanischen Kapitänen befuhren russische Pelzjäger von Alaska aus ab 1803 zur Seeotterjagd die Küste Kaliforniens. 1806 erschien nach einer russischen Expedition die strategische Ausgangslage für einen russischen Vorstoß nach Kalifornien günstig, hatte sich doch die spanische Vorherrschaft in diesem Gebiet als fragil erwiesen. Außerdem hatte sich die prekäre Versorgungssituation der russischen Alaska-Kolonie weiter verschlechtert. Der Kolonie stand eine Hungersnot bevor und es mussten dringend Alternativen zur unzureichenden Versorgung Alaskas vom russischen Festland aus erschlossen werden. Das milde kalifornische Klima bot sich mit seinen Möglichkeiten für Ackerbau und sogar Viehzucht an. Außerdem würde sich durch einen Stützpunkt in Kalifornien auch die Möglichkeit zur Seeotterjagd in diesem Gebiet bieten. Schließlich machte die Pelzjagd die wirtschaftliche Daseinsberechtigung Russlands im Pazifik aus und immer mehr zeichnete sich ab, dass die Pelztierbestände in Alaska angesichts der starken Bejagung zurückgingen.

1811/12 errichtete die Russisch-Amerikanische Kompanie, die mit der Verwaltung der Alaska-Kolonie betraut war, schließlich einen Außenposten an der kalifornischen Pazifikküste unweit des spanischen San Francisco: Fort Ross. Die Nähe zu spanischen Niederlassungen, die ironischerweise in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts eigentlich zur Prävention einer russischen Expansion nach Kalifornien errichtet worden waren, erwies sich angesichts der nur noch wenig durchschlagskräftigen Kolonialherrschaft Spaniens wie erhofft als weitestgehend ungefährlich. Die autochthone Bevölkerung Kaliforniens stellte sich – anders als einige Stämme in Alaska – als ebenso wenig bedrohlich für die russische Siedlung heraus und wurde zu Arbeitseinsätzen auf den russischen Plantagen gezwungen. Weder die Landwirtschaft noch die Seeotterjagd erwiesen sich aber als rentabel und unter dem Eindruck der zunehmenden politischen Attraktivität der amerikanischen Pazifikküste zog sich das im Stillen Ozean auf Beschwichtigung bedachte Russland 1841 wieder aus Kalifornien zurück.

Die vorliegende Quellenedition veranschaulicht diese Themenfelder mit ausgewählten Texten. Bei dem Großteil der Texte handelt es sich um Archivalien aus russischen Beständen, einige liegen erstmals

in englischer Übersetzung vor. Die 32 editierten Texte decken den Zeitraum von 1806 bis 1849 ab und setzen sich mit sehr unterschiedlichen Themen auseinander. Der Leser erfährt auf diese Weise sowohl etwas über die Lebenswelten der kalifornischen Kolonisten (Dokument 12) als auch die breiteren politischen Zusammenhänge (Dokument 26). Einige Detailstudien widmen sich sehr speziellen Aspekten, zum Beispiel der Landwirtschaft (Dokument 28) und der Viehzucht (Dokument 29). Der Band sollte also nicht als vollständige Rekonstruktion der Geschichte Russisch-Kaliforniens, sondern eher als Ergänzung zur einschlägigen Sekundärliteratur gelesen werden. Bei der großen Mehrheit der Texte handelt es sich um Reiseberichte russischer Marineoffiziere, die die Eindrücke ihres Besuches der Kalifornien-Kolonie festgehalten haben. Der Herausgeber zieht dabei einerseits prominente Figuren wie zum Beispiel Nikolaj P. Rezanov (Dokument 1) heran, räumt aber dankenswerterweise auch weit weniger bekannten Texten Platz ein wie zum Beispiel denen des Kreolen Egor L. Černych (Dokumente 27–29).

Der kanadische Historiker und Geograph James R. Gibson hat sich ohne Zweifel den Ruf des besten nicht-russischen Kenners der Materie Russisch-Amerika erworben. Seine hervorragenden Arbeiten zum Thema und seine gründliche Kenntnis der relevanten Sammlungen (nicht nur) in russischen Archiven prädestinierten ihn für die Zusammenstellung einer kommentierten Quellensammlung in englischer Sprache. Zudem konnte sich Gibson bei der Arbeit am vorliegenden Band auf Aleksej Istomin berufen, der als der beste Chronist der Geschichte Russisch-Kaliforniens gilt und die Entstehung der Publikation unterstützend begleitete.

Die hohen Maßgaben kann Gibson auch im vorliegenden Band einlösen. Die Auswahl der verwendeten Texte spricht hinsichtlich ihrer thematischen Diversität eine breite Leserschaft an und belegt die umfangreiche Recherche des Herausgebers. Die Übersetzung überzeugt durch Fehlerfreiheit und einen authentischen und ansprechenden Stil. Sein ganzes Repertoire kann Gibson bei den einleitenden Kommentaren und bei den ergänzenden Anmerkungen im Fußnotenapparat ausspielen. Hier zeigt sich die Fachkenntnis des Herausgebers am eindrucksvollsten, auch wenn der einleitende Kommentar etwas knapp geraten ist und nur die wichtigsten Aspekte der Geschichte Russisch-Kaliforniens skizziert werden. Die ausführliche Bibliographie besticht durch eine prägnante Auswahl relevanter Schriften. Einige farbige Illustrationen runden die gelungene Aufmachung des Bandes ab. Hier hätte man sich al-

ledings eine stärkere Berücksichtigung des umfangreichen archivierten Kartenmaterials gewünscht, denn im Band findet sich lediglich eine kartographische Darstellung der San Francisco Bay.

Unklar bleiben bei der Arbeit mit dem Band leider aber die Kriterien für die Auswahl der Texte und somit in Teilen auch die Zielsetzung der vorliegenden Publikation. Die Klärung dieser Frage scheint umso dringender, da Gibson mittlerweile im Verbund mit dem genannten Aleksej Istomin und Valerij Tiškov bereits zwei weitere, dem hier besprochenen Band sehr ähnliche Quelleneditionen vorgelegt hat: a) *Rossija v Kalifornii. Russkie dokumenty o kolonii Ross i rossijsko-kalifornijskij svjazjach, 1803–1850*

(Tom 1. Moskva 2005; Tom 2. Moskva 2012) sowie b) *Russian California, 1803–1860. A History in Documents* (Vol. 1–2. London 2014). Dass Gibson die Auswahl im vorliegenden Band nicht kommentiert, lässt den Leser irritiert zurück. Erst in *Russian California* begründet der Herausgeber die Auswahl der Texte knapp (Vol. 1, S. I). Angesichts des tiefen Quellenverständnisses des Herausgebers hätte sich der Leser vor allem hier eine eingehendere Begleitung durch Gibson gewünscht. Den positiven Gesamteindruck des Bandes trübt dieser eher technische Einwand aber nur bedingt.

Henner Kropp, Regensburg

DAVID EUGSTER / SIBYLLE MARTI (Hrsg.): Das Imaginäre des Kalten Krieges. Beiträge zu einer Kulturgeschichte des Ost-West-Konfliktes in Europa. Essen: Klartext, 2015. 298 S. = Frieden und Krieg. Beiträge zur Historischen Friedensforschung, 21. ISBN: 978-3-8375-1275-5.

Inhaltsverzeichnis:

<http://d-nb.info/1051191556/04>

Das vorliegende Buch präsentiert Vorträge einer Konferenz über die „Kultur des Kalten Kriegs“, die 2012 in Zürich organisiert wurde. Die Beiträge thematisieren so unterschiedliche Aspekte wie die chinesisch-ostdeutschen Beziehungen, den Atom-bunkerbau in der Schweiz oder die Neutralitätspolitik Österreichs. Zusammengehalten werden die Studien durch einen gemeinsamen Zugriff, der sich vor allem für symbolische Strukturen sowie die damit verbundenen Praktiken und materiellen Dimensionen interessiert. Herausgeber und Autoren sind sich wohl bewusst, dass der Kalte Krieg in Europa und weltweit seine Dynamik, Brisanz und Wirkungsmacht vielfach aus politischen, militärischen sowie wirtschaftlichen Konstellationen und Gegensätzen bezog. Sie gehen aber davon aus, dass der Systemkonflikt „in Europa seine Virulenz und Persistenz gerade dadurch entfaltete, weil er permanent ausgemalt, inszeniert und materialisiert wurde“ (S. 4). Die Wechselwirkung von kontinuierlichen Bedrohungsszenarien und vorherrschenden Feindbildern mit tatsächlichen Ereignissen oder Entwicklungen ist für verschiedene Zeit- und Frontabschnitte des Kalten Kriegs erst noch genau zu bestimmen. Dabei wird sich dieses Verhältnis in Brennpunkten anders darstellen als in neutralen Staaten wie beispielsweise der Schweiz. Der Blick auf Außenzonen des Kern-

konflikts zeigt eindringlich, dass der Kalte Krieg als global angelegte Auseinandersetzung in allen Lebensbereichen eine Sogwirkung ausübte, der sich die Randgebiete kaum entziehen konnten. Eine vollständige Neutralität war auch aus deren Sicht nicht möglich und nicht gewollt. Die Peripherien waren mit der einen oder der anderen Seite durch wirtschaftliche, kulturelle, gegebenenfalls auch durch politische Gemeinsamkeiten verbunden und daher nicht gänzlich unparteiisch. Daneben herrschte das Bewusstsein vor, dass, wenn es zu einer militärischen Konfrontation zwischen den Blöcken kommen sollte, ohnehin alle bestehenden Grenzen ignoriert würden. Daher verloren mit der Zeit nationale, isolierte Antworten auf den Systemkonflikt zunehmend an Überzeugungskraft. Die Ambivalenz der schweizerischen Bunkerbauprogramme und ihrer Aufnahme durch die Bevölkerung beleuchtet beispielhaft derlei komplexe Verflechtungen. Insgesamt erweist sich die Analyse der Peripherie als wertvolles Instrument, um den Blick für längerfristige Entwicklungen im Kalten Krieg sowie für die tatsächliche Kraft des „gesellschaftlich Imaginären“ zu schärfen (S. 5).

Die Beiträge greifen mit „Metaphern“, „Figuren“, „Emotionen“ und „Simulationen“ vier Felder auf, die für die Untersuchung der Kriegsvorstellungen relevant sind. Unter der Rubrik *Metaphern* diskutieren PHILIPP SARASIN und QUINN SLOBODIAN grundlegende Bilder der Abgrenzung gegenüber dem Systemfeind sowie des Zusammenhalts innerhalb der Blöcke. Sarasins Arbeit über den westlichen „Abendland“-Begriff ist von besonderem methodischen Interesse, da er Möglichkeiten einer quantitativen Analyse mit Hilfe des Ngram Viewers von Google Books demonstriert. Im Fazit gelangen beide Autoren mit ihren unterschiedlichen Herangehensweisen zum Schluss, dass sich auch im Kalten Krieg

ideologische Konstruktionen und Weltbilder im Zusammenspiel mit politischen und wirtschaftlichen Realitäten beweisen mussten, damit sie nicht an Bedeutung verloren (S. 42, 66). Dem Wandel von Ordnungsmustern, Werten und Idealen geht schließlich auch die bereits erwähnte Arbeit von SILVIA BERGER ZIAUDDIN über die Bunkerlandschaften der Schweiz nach. Neben ihren Überlegungen zur internationalen Dimension des Kalten Kriegs diskutiert sie die Relevanz interner gesellschaftlicher Grenzen sowohl für die Wahrnehmung externer Entwicklungen durch die Schweiz als auch für Schweizer internationale Positionierungen. Dass innere Grenzziehungen in Ost und West Parallelen aufwiesen und eigenen Dynamiken unterworfen waren, verdeutlichen die drei anregenden Beiträge über die „Figuren“ Ingenieur, Werber und Intellektueller (ROBERT LEUCHT, GÜNTHER STOCKER und STEFAN MAURER sowie DAVID EUGSTER). Sie zeigen zudem, dass individuelle Positionen und Verhaltensmuster mitunter nur schwer mit Bedeutungszuschreibungen in Einklang gebracht werden konnten, die im Interpretationsrahmen des internationalen Konflikts angesiedelt waren.

Der Kalte Krieg wurde auch mit Hilfe von und um Emotionen geführt. Dies lässt sich an der Musikerziehung von Kindern und Jugendlichen in der frühen DDR besonders nachdrücklich zeigen, wenn die Analyse nicht nur die Liedtexte, sondern auch die emotionale Praktik gemeinschaftlichen Singens erfasst (JULIANE BAUER). CORNELIA KÜHN diskutiert in diesem Zusammenhang ebenfalls ein Beispiel aus der DDR. Die Pflege traditioneller Volkskunst sollte nicht nur Gemeinschaftsgefühle innerhalb Deutschlands stärken, sondern auch „Widerstandskraft“ gegen „westliche“ Kulturentwürfe wecken und damit zur Schaffung des sozialistischen Idylls beitragen (S. 188). Die Aufgaben ließen sich auf Dauer nicht miteinander vereinbaren. Die Kulturpolitik stieß bereits in den 1950er Jahren an ihre Grenzen, da die lokalen Akteure der Volkskunstgruppen ihren eigenen Vorstellungen folgten.

MATTHIAS STICKLER (Hrsg): Jenseits von Aufrechnung und Verdrängung. Neue Forschungen zu Flucht, Vertreibung und Vertriebenenintegration. Stuttgart: Steiner, 2014. 204 S. = Historische Mitteilungen 5– Beihefte, 86. ISBN: 978-3-515-10749-5.

Inhaltsverzeichnis:

<http://d-nb.info/1049660587/04>

Spätere Versuche der SED-Führung, bei der Jugend mit einer Solidaritätskampagne zugunsten der afro-amerikanischen Aktivistin Angela Davis zu punkten, hatten ebenfalls ungewollte Effekte (SOPHIE LORENZ). Die Kampagne nutzte Ausdrucksweisen westlicher Jugend- und Protestkulturen. Eigenwillige Jugendliche entzogen sich jedoch den politisch-ideologischen Postulaten der Kampagnen-Macher. Sie imaginierten eher den Schulterchluss mit der Jugend jenseits des Eisernen Vorhangs als den mit der Parteiführung.

Die beiden letzten Beiträge des Bandes beschreiben Manöver sowie die gesellschaftliche und politische Produktion von Risikoszenarien in der Schweiz – und, als knappe Kontrastfolie – Großbritannien. Damit nehmen sie wieder militärische Dimensionen des Kalten Kriegs in ihre Überlegungen auf. Die „Simulationen“ waren von gängigen Bedrohungsvorstellungen beeinflusst und verstärkten diese gleichzeitig. In der sukzessiven Ausweitung von Feindbildern auf angenommene innere Gegner, die sich in Schweizer Großübungen nachweisen lässt, zeigte sich erneut die expansive Dynamik von Denkmustern des Systemkonflikts (SIBYLLE MARTI). Die globale Auseinandersetzung dominierten allgemeine Katastrophendiskurse auch im Zivilschutz. Hier wurde zwar für Gefahren eines Atomkriegs vorgesorgt; Naturkatastrophen oder andere, im Grunde wahrscheinlichere Unglücke wurden dagegen vernachlässigt (JOE DEVILLE und MICHAEL GUGGENHEIM). Die Imaginationen des Kalten Kriegs weisen damit bezeichnende Leerstellen auf. Diese Lücken gehören ebenso wie Wahrnehmungsverzerrungen durch Feindbilder zum Erbe des globalen Konflikts. Der Band unterstreicht die Bedeutung der kulturellen Dimensionen während der gesamten Systemkonkurrenz und ihrer Ausläufer. Die anspruchsvolle Aufgabe, diesen Krieg auch ‚in den Köpfen‘ zu beenden, scheint bis heute nicht wirklich gelöst zu sein.

Andreas Hilger, Hamburg

Das Thema der Flucht und Vertreibung der Deutschen aus Ostmittel- und Osteuropa im Zuge des Zweiten Weltkriegs erlebte vor gut zehn Jahren nicht zuletzt dank der mit großem öffentlichen Interesse verfolgten Ausstellungen *Flucht, Vertreibung, Integration* des Bonner Hauses der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland bzw. *Erzwungene Wege* der sich in Berlin befindenden Stiftung *Zentrum der Vertriebenen* eine gewisse Renaissance. Hierzu beigetragen haben

mag auch der mit einigem Pathos aufgeladene, 2007 erschienene ARD-Zweiteiler *Die Flucht*. Die Entstehung des vorliegenden Bandes ist vor dem Hintergrund dieses wiedererweckten Interesses an der Vertriebenenthematik nach 2005 zu sehen, basiert er doch – abgesehen von drei nachträglich aufgenommenen Beiträgen – im Wesentlichen auf den Vorträgen einer im Jahre 2008 abgehaltenen Jahrestagung der Ranke-Gesellschaft in Würzburg. Ziel der Tagung und des aus ihr hervorgegangenen Sammelwerkes war/ist es, „das gestiegene öffentliche Interesse am Thema ‚Flucht, Vertreibung und Vertriebenenintegration‘ aufzugreifen und durch Vorträge, die den aktuellen Stand der wissenschaftlichen Forschung repräsentieren, einen Beitrag zur Versachlichung einer bisweilen auch emotional geführten Debatte und damit auch im weitesten Sinne zur politischen Bildung zu leisten“. (S. 11)

Nach einer recht ausführlichen Einführung durch MATTHIAS STICKLER skizziert EVA DUTZ in ihrem Beitrag das Wirken des Sozialdemokraten Wenzel Jaksch. Der Sudetendeutsche Jaksch, der 1964 bis 1966 Präsident des Bundes der Vertriebenen (BdV) war, hatte in der Nachkriegszeit ein durchaus gespaltenes Verhältnis zur SPD, der er eine „mangelnde Berücksichtigung der heimatvertriebenen Politiker innerhalb der Partei“ (S. 32) vorwarf. Für weiteres Konfliktpotential sorgte die Haltung der Partei in den Fragen der Ostpolitik. Einer zwischenzeitlichen Annäherung zwischen SPD und BdV in den Jahren 1959 bis 1961 folgte eine deutliche Verschlechterung des Verhältnisses nach 1965 als unter der Mehrheit der Sozialdemokraten Forderungen nach einer flexiblen Ostpolitik immer lauter wurden, „die im Gegensatz zu der bisherigen offiziellen Haltung der SPD stand und die den Zielen des BdV und seiner Mitgliederverbände widersprach“. (S. 33)

GILAD MARGALIT widmet sich mit Hans-Christoph Seeborn einem weiteren Vertriebenenpolitiker, der allerdings anders als Wenzel Jaksch zum rechten Parteienspektrum gehörte. Das Beispiel dieses umstrittenen CDU-Politikers, der u. a. die Vertreibung der Deutschen aus den Ostgebieten mit dem Holocaust verglich, verdeutlichte sehr gut die Ambivalenz in Konrad Adenauers Außen- und zugleich Vertriebenenpolitik, die zwischen gemäßigten und revisionistischen Positionen schwankte. Noch radikalere Ansichten als Seeborn vertrat ein weiterer Vertriebenenpolitiker und Christdemokrat – der bisweilen auch als „Reaktionär“ oder gar „Revanchist“ bezeichnete langjährige Vorsitzende des BdV Herbert Czaja. Auf Letzteren trifft MATTHIAS STICKLER zufolge „in besonderer Weise zu, was über die organi-

sierten Vertriebenen nicht ganz zu Unrecht insgesamt gesagt wurde, dass er alles Politische in den Spannungsbogen von Heimatverlust und Wiedergewinnung der Heimat einordnete“. (S. 62)

Einem bis heute schwierigen Thema der polnischen Geschichte widmet sich MALGORZATA ŚWIDDER, die die Entgermanisierung Oberschlesiens bzw. im Speziellen des Oppelner Schlesiens zwischen 1945 und 1950 nachzeichnet. Die auch als Repolonisierung bezeichneten Maßnahmen gegen die überwiegend deutschsprachige Bevölkerung habe kaum Erfolg gehabt, fehlte doch hierfür im Großen und Ganzen die gesellschaftliche Unterstützung. Die oberschlesischen Autochthonen hätten „die deutsche Kultur als normal und für ihr Selbstverständnis als nicht störend“ (S. 85) empfunden, während das Polnische nur zu oft mit dem größtenteils auf tiefe Ablehnung stoßenden kommunistischen System assoziiert wurde.

Über die Schwierigkeiten bei der Aufnahme der über 14 Millionen Heimatvertriebenen im Nachkriegsdeutschland weiß ANDREAS KOSSERT zu berichten. Die Integration der aus Ostpreußen, Pommern, Schlesien und dem Sudetenland in den Westen geflohenen Deutschen sei gewissermaßen „eine[r] erzwungenen Assimilation“ gleichgekommen, sei sie doch „um den hohen Preis der kulturellen Selbstaufgabe“ (S. 98) erfolgt. Um eben dieser „Selbstaufgabe“ entgegenzuwirken organisierten sich die Heimatvertriebenen in zahlreichen Landsmannschaften, Vertriebenen- und Heimatverbänden. Eine der größten Vereinigungen bildete bzw. bildet hier die Landsmannschaft Schlesien, die seit ihrer Gründung 1950 für zahlreiche erinnerungspolitische Kontroversen zwischen Deutschland und Polen, aber auch zwischen West- und Ostdeutschland sorgte. CHRISTIAN LOTZ stellt in seinem Beitrag den Einfluss der Landsmannschaft Schlesien auf die Auseinandersetzungen um die Erinnerungen an Flucht und Vertreibung in der Nachkriegszeit vor.

Wie heikel und emotional aufgeladen die Vertriebenenproblematik in der Bundesrepublik Deutschland der Nachkriegszeit war, zeigt IRIS THÖRES anhand des in den 1950er Jahren innerhalb der Reihe *Dokumentation der Vertreibung der Deutschen aus Ost-Mitteleuropa* entstandenen Buches *Das Schicksal der Deutschen in Ungarn*. MATTHIAS FINSTER verweist in seinem Beitrag auf das Spannungsfeld zwischen Lobbyismus, Instrumentalisierung durch die Politik und versuchter Einflussnahme auf die Geschichtspolitik, in welchem sich der BdV seit seiner Gründung bewegte bzw. noch bewegt.

Während die vorhergehenden Beiträge mehr oder weniger die Vertreibung der Deutschen aus Ostmitteleuropa thematisieren, versucht JAN M. PISKORSKI dem Phänomen der Zwangsmigrationen im Kontext des Zweiten Weltkriegs durch ein gesamteuropäisches Prisma gerecht zu werden. Interessant erscheint dabei die Gegenüberstellung der Vertreibungen von Deutschen und Polen im Zuge der Potsdamer Beschlüsse, die mehr Parallelen als Unterschiede aufweisen. Den Band schließt sodann der 2010 verstorbene Historiker MICHAEL SALEWSKI mit einem autobiographischen Beitrag zu seiner Flucht und Vertreibung aus Ostpreußen ab.

Anders als vom Titel suggeriert, stehen nicht so sehr Flucht, Vertreibung und Integration der Heimatvertriebenen im Fokus des Sammelbandes. Abgesehen von drei (KOSSERT, PISKORSKI, SALEWSKI) der insgesamt elf Beiträge konzentrieren sich die Autoren zuvorderst auf die erinnerungskulturelle bzw. erinnerungspolitische Verarbeitung der (in diesem Buch überwiegend deutschen) Vertriebenenschicksale im Schatten des Zweiten Weltkriegs. Neue Erkenntnisse darf sich der Leser durch die Aufsatzsammlung allerdings nicht versprechen. Vieles, was in dem vorliegenden Band thematisiert wird, findet sich bereits in einer ausführlicheren Form in anderen

Abhandlungen der hier mitwirkenden Autoren. (Vgl. MALGORZATA ŚWIDER: Die sogenannte Entgermanisierung im Oppelner Schlesien in den Jahren 1945–1950. Lauf 2002; MATTHIAS STICKLER: „Ostdeutsch heißt Gesamtdeutsch“. Organisation, Selbstverständnis und heimatpolitische Zielsetzungen der deutschen Vertriebenenverbände 1949–1972. Düsseldorf 2004; CHRISTIAN LOTZ: Die Deutung des Verlusts. Erinnerungspolitische Kontroversen im geteilten Deutschland um Flucht, Vertreibung und die Ostgebiete (1948–1972). Köln 2007; ANDREAS KOSSERT: Kalte Heimat. Die Geschichte der deutschen Vertriebenen nach 1945. Berlin 2008; KEITH LOWE: Der wilde Kontinent. Europa in den Jahren der Anarchie 1943–1950. Stuttgart 2014) Dennoch bietet das Buch ein kurzweiliges Lesevergnügen: Die Beiträge sind durchgehend stringent untergliedert, und auch komplexere Sachverhalte werden leicht zugänglich gemacht, was die Lesbarkeit und das Verständnis ungemein fördert. Im Großen und Ganzen eignet sich der Sammelband also allem voran für Laien und Studenten, die einen guten und schnellen Einstieg in die Vertriebenenthematik und die dazugehörigen erinnerungskulturellen Narrative der Nachkriegszeit suchen.

Paul Srodecki, Kiel

BRIAN LAPIERRE: Hooligans in Khrushchev's Russia. Defining, Policing, and Producing Deviance during the Thaw. Ed. by Brian Lapierre. Madison, WI: University of Wisconsin Press, 2012. XIII, 281 S., 9 Tab. ISBN: 978-0-299-28744-3.

The 'hooligan' is one of the well-known stereotypical figures of Soviet society and at the same time one of the fuzziest terms in both judicial and everyday language, encompassing various 'crimes' from violent assault to cursing and spitting. During the Khrushchev years, usually considered as a period of liberalization and relative détente, the ambiguity of the concept as well as the convictions for hooliganism reached an unexpected peak. And while the Soviet leadership preferred to see (and propagate) the *khuligan* as an outsider to society who threatened the central values of the system and society, Brian LaPierre describes the hooligan as a "Soviet everyman". In this view, the hooligan became someone that people lived with and met on the street every day – simply put: everyone could become a hooligan.

While acknowledging former studies of hooliganism that explain this phenomenon by social disor-

ganization and/or a moral panic, or even view it as a form of opposition to the regime, LaPierre sets out to complete this image by looking more closely at the construction of the label 'hooligan', the political motives behind it as well as the underlying social developments. He situates the anti-hooliganism campaign of the late 1950s in the context of Khrushchev's attempt to 'socially engineer' the new Soviet man, which aimed at implementing certain behaviour codes. According to LaPierre, this explains why the concept of *khuligan* became more ambiguous under Khrushchev – it enabled judges, prosecutors and policemen to define and sanction wrong behaviour pretty freely. Thus, the regime "produced" deviance by punishing people for forms of behaviour that had not been deemed deviant before. Here, the author challenges the interpretation of the hooligan as a covert oppositionist.

In his first chapter, LaPierre looks at the label of hooliganism and what people understood by it, at the reasons for the increase in convictions, at the official depiction of a stereotypical *khuligan*, and at who the average hooligan was. Chapters two and three focus on two categories of hooliganism that played a crucial role in the Khrushchev era: domestic hooliganism and

petty hooliganism. The term domestic hooliganism evokes a slow expansion of what a hooligan could be from a stranger on the street who would randomly harass passers-by to the ‘apartment hooligan’, terrorizing his neighbours or battering his family. The category of domestic hooliganism is also to be considered in the context of Khrushchev’s housing project – it served as a tool to regulate people’s lives inside their new separate apartments.

The campaign against petty hooliganism was in some ways a contradictory one: it decriminalized less serious forms of hooliganism whilst simultaneously criminalizing forms of behaviour that had not been labelled deviant before. The meaning of ‘hooliganism’ was thus further extended to include more ‘ordinary’ forms of behaviour such as swearing, drunkenness or noisy conduct in public. While this social-engineering campaign was designed to build a sober and well-behaved socialist society, it did not lead to a decrease of deviance – but instead to its production. People who had never broken the law before tended to regularly end up in jail for short periods of time. The abuse of these petty hooliganism charges by denouncers and law enforcement agents, as well as the flood of cases overstraining police stations and courtrooms did not encourage the success of the campaign.

In chapters four and five, LaPierre investigates how hooliganism was policed during the Khrushchev era. At first, he looks at *obshchestvennost’*, public activism embodied by non-state institutions such as the Comrades’ Courts and *druzhiny*. Leaving aside the manifold interpretations of this campaign (by Berman or Kharkhordin), he points to one fact that scholars have allegedly neglected until now: the violence that the campaign entailed. According to LaPierre, violence (perpetrated by *druzhinniki* on duty) should not be regarded as collateral damage, but as an integral part of this outsourcing of police power. Petty hooliganism is presented here as a “textbook case” of the failure of these public institutions – basically due to a lack of support and control by state and Party.

Chapter five is dedicated to the changes in the political atmosphere under Khrushchev, as exemplified here by the so-called ‘soft line’ on petty crime and its demise. This ‘soft line’ denotes an approach that developed in the late 1950s and called for the re-education of petty criminals, attempting to keep them out of the prison system and to “reform” them in their labour collectives. Already in 1960, however, officials called for a harsher treatment of criminals and hate speech in newspapers and letters and statements from citizens became common.

These two tendencies coexisted in the following years, leading to something that LaPierre calls a ‘confused socialism’, where the slow waning of the soft approach can be seen in the context of the many roll-backs in Khrushchev’s time.

While extensively examining hooliganism under Khrushchev, LaPierre touches a number of other topics, such as processes of political change in the Soviet Union after Stalin. Using the example of policing hooliganism, he describes the interplay of central instructions, regional interpretation and agency, as well as petitioning “from below” – which as such is not a new story. Additionally and more or less in passing, he reconsiders two of the most debated questions about everyday life in the Khrushchev era: First, the public/private divide and the discussion about the intrusion into the private realm; and secondly, the subject of public activism, or *obshchestvennost’*.

What had already been a label used to politicize non-political crimes in the Stalin era became an even more widely used tool under Khrushchev: By stigmatizing ordinary troublemakers as hooligans, the authorities depicted them as something extrinsic to society, which can be seen as a continuity of Stalinist practice. While the elements of social engineering and civilizing society were more important in the Khrushchev era than during the Stalin years, the policing of hooliganism had been a discursive means of excluding from society people labelled as ‘hooligan’ even from the 1930s onwards. This label allowed the Soviet leadership to define the kind of behaviour that they did not encourage as well as denying their responsibility for the social problems causing deviance. This “evasive” dimension could have been emphasized more clearly in LaPierre’s study.

Furthermore, when discussing conviction numbers, LaPierre looks at all the Soviet republics, but usually only discusses the Russian case. It would be interesting to examine the other republics and think about why numbers might differ in other parts of the Soviet empire. Finally, the reader tends to get lost at some points, as the links between the chapters are sometimes rather loose. The interesting thoughts about crime statistics and the ‘underreporting of crime’ are only introduced in the last part of the book, making the reader wonder why these questions are not addressed in the first four chapters.

Hooligans in Khrushchev’s Russia is a well-written study which situates the hooligan in his discursive, social and political background, a book that teaches us much about the tensions between liberalization and repression in the Khrushchev era.

Miriam Galley, Sheffield, England

NATALIJA LEBINA: Mužčina i ženščina. Telo, moda, kul'tura. SSSR – ottepel'. Moskva: NLO, 2014. 205 S., zahlr. Abb. = Biblioteka žurnala „Teorija mody“. ISBN: 978-5-4448-0186-4.

Das zu besprechende Werk kann, trotz seines eher geringen Umfangs, als überaus gelungen bezeichnet werden. Die russische Sozialhistorikerin Natalija Lebina betritt weitgehend Neuland bei ihrer Untersuchung von Männer- und Frauenrollen während des so genannten Tauwetters in der Sowjetunion. Dies tut sie auf einer ausgesprochen breiten Literatur- und Quellengrundlage und wohl strukturiert. Der Text ist gut lesbar – einzig einige zu lange Zitate wirken etwas störend – und kommt weitgehend ohne Jargon aus. Denn die Autorin untersucht eher die Alltagsgeschichte, als sich zu sehr auf Gendertheorien einzulassen. Zahlreiche Fotos in der Mitte des Buches sorgen für eine Illustrierung des Geschriebenen.

Die Grundlage für ihre Untersuchung bilden Archivquellen, offizielle Verlautbarungen, zeitgenössische Zeitungen und Zeitschriften, die Ergebnisse von Umfragen und zeitgenössischer soziologischer Forschung, Memoiren, Kinofilme und schöne Literatur (darunter auch ausländische Werke, soweit sie das sowjetische Publikum damals erreichten), Dokumentarfilme und natürlich die Fachliteratur. Letztere rezipiert Lebina allerdings nur auf Russisch. Historiker, die nicht übersetzt worden sind, werden ignoriert. Trotz dieses kleinen Einwands erscheint das verwendete Material überaus reichhaltig und erlaubt ein differenziertes Bild. Auch setzt sich die Autorin kritisch mit der Problematik von Ego-Dokumenten auseinander, welche sie häufiger zitiert.

In ihrer Einleitung stellt die Verfasserin die Fragestellung vor. Sie lässt, wie dies bei vielen anderen Autoren der Fall ist, die Zeit der Entstalinisierung im Jahr 1968 enden und geht auf die große Bedeutung der gesellschaftlichen Liberalisierung an allen Fronten ein. Das stalinistische oder – wie sie sagt – das totalitäre Modell von ehelichen Beziehungen und Geschlechterverhältnissen, von Mutter- und Vaterschaft sowie des Sexualverhaltens änderten sich während des Tauwetters tiefgreifend. Das Privatleben wurde wichtiger, es formierte sich eine nichtformale Sphäre. Lebina gliedert, wie dies der Titel andeutet, ihr Thema in drei Problemblocke, den Körper, die Mode und die Kultur. Während sich die ersten beiden Blöcke in jeweils fünf Kapiteln niederschlagen, wird Kultur eher als ein roter Faden verstanden, der sich durch das ganze Buch zieht durch die Verwendung von Dokumenten unterschiedlicher Typen, die

Darstellung der staatlichen Einstellung zu verschiedenen Fragen, der Art des Erwachsenwerdens oder der Haltung zur Sexualität.

Auf die Einleitung folgen zehn Kapitel, die zwar auch einzeln als Aufsätze gelesen werden könnten, doch trotzdem ein ganzheitliches Bild entstehen lassen, und zum Schluss rundet ein mit drei Seiten etwas zu kurzes Fazit das Werk ab. Die Kapitel sind ähnlich aufgebaut. Erst führt Lebina in das Thema ein, dann behandelt sie ausführlich die Vorgeschichte, wobei sie mitunter bis zur Zarenzeit zurückgeht, und der Hauptteil bleibt der Periode der Destalinisierung vorbehalten, wobei sie auch in dieser Phase noch den Unterschied zwischen den fünfziger und den sechziger Jahren hervorhebt. Der Leser wird nicht nur bestens informiert und erhält neue Einblicke, sondern die Linie der Argumentation wird überzeugend in den sowjetischen Gesamtkontext eingeordnet.

An dieser Stelle ist kein Raum, um auf den Inhalt jeden einzelnen Kapitels vertieft einzugehen, doch eine Übersicht sollte gegeben werden. Die ersten fünf Kapitel behandeln Fragen des Körpers. Im ersten geht es um das Anknüpfen von Bekanntschaften und die Bedeutung von Tanzveranstaltungen, auf denen damals mehr als ein Viertel der sowjetischen Paare sich kennenlernte. War das Tanzen insbesondere von „westlichen“ Tänzen lange Zeit angefeindet worden, machte sich unter Nikita Chrusčev eine Liberalisierung und Verwestlichung breit. Im nächsten Kapitel geht Lebina auf die Sexualität vor und in der Ehe, aber auch auf die mangelhafte sexuelle Aufklärung oder die fehlenden Räumlichkeiten für ungestörten Sex ein. Das dritte Kapitel thematisiert die Eheschließung und wie sich deren Rituale änderten. Leider untersucht die Autorin an dieser Stelle nicht näher kirchliche Trauungen, die es als „Relikt der Vergangenheit“ ja noch weiter gab. Kapitel 4 beschäftigt sich mit der Reproduktion, dem Abort sowie der Verhütung und schließt sich somit an die Arbeiten an, welche diesen Themenbereich für die Periode des Stalinismus beschrieben haben. Der Abort wurde 1955 erneut legalisiert und die Zahlen der Abtreibungen nahmen zu, doch wegen des Mangels an Kontrazeptiva und des lückenhaften Wissens über Verhütungsmethoden war die Autonomie der Sowjetbürger bezüglich der Reproduktion sicherlich eingeschränkt. Das fünfte Kapitel thematisiert den Ehebruch sowie das Verfahren der Scheidung, welches im Untersuchungszeitraum deutlich erleichtert wurde. Daran schließen sich Kapitel zur Mode an. Im sechsten beleuchtet Lebina das „Geheimnis der Schönheit“ – das Verhältnis von

Natürlichkeit und Künstlichkeit. In den sechziger Jahren wandelte sich das Schönheitsideal vom Natürlichen zum Künstlichen und somit auch die Weiblichkeit und die Männlichkeit. Frisurenmoden, Kosmetika, im Einzelfall auch plastische Chirurgie sorgten laut Lebina für eine Zunahme „künstlicher“ Schönheit. Anfang der sechziger Jahre befand sich die wichtigste Schönheitsklinik der UdSSR in Leningrad, die ein umfangreiches Programm anbot. Im Folgekapitel geht die Autorin auf die Genderlinie in der Mode ein und darauf, wie sich die Bekleidung entstalinisierte und verwestlichte. Kapitel 8 untersucht in bester sozialhistorischer Manier, wie die Menschen unter den Bedingungen der Mangelwirtschaft zurechtkamen und doch irgendwie Zugang zu modischer Bekleidung ergatterten. Die sowjetische Bekleidungsindustrie war zugunsten der Schwerindustrie lange Zeit vernachlässigt worden, und ihre ohnehin zu geringe Produktion galt eher als primitiv und nicht chic. Also sollten staatliche Schneiderateliers für Abhilfe sorgen, doch sie waren für die breite Bevölkerung kaum zugänglich. Stattdessen wurde eifrig zuhause genäht, und Schneiderinnen oder Schneider, Schuster und andere Handwerker waren auf eigene Rechnung tätig, um die Bevölke-

rung einzukleiden. „Spekulanten“ versorgten den Markt mit Defizitwaren, die auch von ausländischen Touristen stammen konnten, und Beziehungen (*blat*) spielten eine große Rolle. Hinzu kamen noch legale Importe aus dem Ausland, die in den sowjetischen Handel gelangten. Im neunten Kapitel wird die Bedeutung synthetischer Stoffe als Material für die Bekleidung behandelt, und das letzte untersucht Unisex-Kleidung in ihrer sowjetischen Variante.

Alles in allem handelt es um eine sehr empfehlenswerte Untersuchung. Wer sich für die allgemeine Sozialgeschichte des Tauwetters interessiert, sollte sie ebenfalls unbedingt lesen. Das Verhältnis der Geschlechter wird zwar nicht so intensiv behandelt, wie Titel und Einleitung erwarten lassen, doch dies mindert den Wert dieser Pionierstudie kaum. Einen kleinen Kritikpunkt kann sich der Rezensent allerdings nicht verkneifen: Die Autorin verwendet immer wieder den Begriff Demokratisierung als Synonym für Liberalisierung, doch von einer Demokratisierung im Sinne des Wortes war die UdSSR noch weit entfernt. Trotz kleiner Einwände kann der Autorin zu diesem Werk nur gratuliert werden; es erweitert unser Wissen erheblich.

Olaf Mertelsmann, Tartu

STEPHANE A. DUDOIGNON / CHRISTIAN NOACK (eds.): Allah's Kolkhozes. Migration, De-Stalinisation, Privatisation, and the New Muslim Congregations in the Soviet Realm (1950s – 2000s). Berlin: Schwarz, 2014. 541 S., zahlr. Abb., 10 Ktn. = Islamkundliche Untersuchungen, 314. ISBN: 978-3-87997421-4.

Dieses Werk vereinigt elf Fallstudien von Autorinnen und Autoren aus Russland, Aserbaidschan, Usbekistan, Tadschikistan, Deutschland und Frankreich, die die Entstehung der ländlichen islamischen Gemeinden (*jama'at-i islami*) in sowjetischen Kolkhosen, vor allem in den letzten Jahren der Perestrojka, untersuchen. Eine Schlüsselfrage ist, inwieweit die sowjetische „soziale Ingenieurskunst“ (*social engineering*) Dörfer mit muslimischer Bevölkerung beeinflusste; dabei stellt sich heraus, dass die sozialen und wirtschaftlichen Veränderungen, die das sowjetische Modernisierungsprogramm gebracht hatte, die Stellung der islamischen Gemeinden in den Kolkhosen verstärkten.

Die gemeinsame Methode ist die mikrogeschichtliche Untersuchung von Kollektivwirtschaften im Kaukasus, in Zentralasien und in Russland, die vor allem anhand von mündlicher Überlieferung durch-

geführt wird, soweit möglich ergänzt durch Archiv- und Druckquellen. Untersucht wird die Entwicklung der religiösen Praxis, auch vor dem Hintergrund der sowjetischen Zwangsumsiedlungen von Gemeinden aus den Bergen in die Ebene (v.a. in Tadschikistan und Dagestan), in der Stagnationsperiode und während des Zusammenbruchs des politischen und sozialen Umfelds in der späten Sowjetunion. Ebenfalls zentral ist die komplexe Wechselwirkung zwischen den offiziellen muslimischen Geistlichen und den vom Staat nicht anerkannten islamischen Institutionen in den Gemeinden. Die hier angebotenen Fallstudien aus mehreren Regionen erlauben Rückschlüsse auf die Entwicklung des Islams in größeren Zusammenhängen der sowjetischen und post-sowjetischen Geschichte.

Deutlich wird aus diesem Werk, dass der Islam in einer dynamischen Wechselwirkung mit dem sowjetischen System stand. Auffallend ist, dass die „Wiederbelebung“ (oder Transformation) des Islams in der UdSSR seit den achtziger Jahren nicht, wie in West-Europa, vor allem von den Städten ausging, sondern von den ländlichen Gemeinden. STÉPHANE A. DUDOIGNON und SAYYID AHMAD QALANDAR zeigen dies mit dem Beispiel der Sovchose *Turkmenistan* im Wachschtal Tadschikistans, die durch

Zwangsumsiedlung aus den Bergen aufgebaut wurde und in der die Entwicklung privaten Unternehmertums das Aufblühen alternativer islamischer Netzwerke ermöglichte. Diese Netzwerke umfassten Gelehrte und Studenten verschiedener Ethnien. ARIANE ZEVACO und BEATE GIEHLER zeigen – ebenfalls am Beispiel Tadschikistans –, dass die aufkommenden islamischen Institutionen und die damit verbundene gemeinsame wirtschaftliche Tätigkeit der Moscheengemeinden deren Mitgliedern eine Möglichkeit boten, sich der staatlichen Integrationspolitik und der antireligiösen Propaganda zu widersetzen.

Dabei wurden die Kolchosen auch zu Orten des traditionellen religiösen Lehrbetriebs. Wie BAKHTIYAR BABADJANOV in seiner Untersuchung des Dorfes Khojawot in Usbekistan zeigt, hatten viele junge ländliche Migranten keinen Zugang zu einer weltlichen Schule und sahen deshalb inoffizielle religiöse Bildung in den Gemeinden als Mittel, um einen bestimmten Sozialstatus zu erreichen. Der Erfolg dieser ländlichen Schulen hing dabei ab vom Ansehen und Charisma der individuellen Lehrer, wie ASHIRBEK MUMINOV anhand von Biografien zweier alternativer islamischer Gelehrter zeigt, die nicht nur die religiösen, sondern auch die wirtschaftlichen Praktiken der „Lenin“-Sowchose in Zharti Töbe (Kasachstan) beeinflussten.

Eine wichtige Inspirationsquelle für die in diesem Band versammelten Studien, so die Herausgeber (S. 30), sind die langjährigen Forschungen VLADIMIR BOBROVNIKOVs zu Berggemeinden in Dagestan. Bobrovnikovs Beitrag zum vorliegenden Band bietet eine historische Analyse des islamischen religiösen Lebens in einem dagestanischen Bergdorf (Khushtada) und seiner Satellitensiedlungen, wobei er zeigt, wie durch die Schwäche staatlicher Institutionen den religiösen Gemeinden auch eine politische Rolle zukam.

Aus vielen Studien wird deutlich, dass der islamische Aufschwung der 1990er Jahre nicht als eine

Rückkehr zu den vorsowjetischen Traditionen betrachtet werden kann. Diese Traditionen waren schon im Zuge der sowjetischen Transformation und Repression in den 1920er bis 1940er Jahren zerstört worden. Der neue Boom muss stattdessen aus der Entwicklung der Kolchos- und Sovchosgemeinden heraus erklärt werden. Wie Bobrovnikov hervorhebt, waren die Kollektivwirtschaften nicht identisch mit den *jama'ats*, aber sie lieferten die Mittel für deren Existenz. Dass geographische, demographische und wirtschaftliche Besonderheiten einer Region von Bedeutung sind, hebt auch RUFAT SATTAROV in seiner Studie zum schiitischen Dorf Nardaran bei Baku hervor. Die islamischen Netzwerke, die in diesen Analysen nachgezeichnet werden, zeigen deutlich, dass die althergebrachte analytische Scheidung zwischen einem „offiziellen“ sowjetischen Staatsislam und der „inoffiziellen“, „illegalen“ Dorfgeistlichkeit nicht weit führt: Viele Lehrer und Studenten spielten gleichzeitig in „offiziellen“ und „inoffiziellen“ Gruppen eine Rolle.

Der Ansatz der Untersuchung von islamischen Gemeinden im Rahmen des Kolchos-Systems ist neu und überzeugend; in manchen der Beiträge führt dies allerdings zu einer Masse an Detailinformationen, welche die großen Linien, die in STÉPHANE A. DUDOIGNONS und CHRISTIAN NOACKS Einleitung gut herausgearbeitet wurden, nicht immer erkennbar machen. Eine Frage, die nach der Lektüre bleibt, ist schließlich die, wie repräsentativ die hier vorgestellten Fallstudien sind; sie sind natürlich ausgewählt worden, weil sich dort ein besonders reiches islamisches Gemeindeleben entwickelt hatte. Diese kritischen Bemerkungen mindern keinesfalls die Bedeutung dieses Bandes für unser Verständnis der Entwicklung des Islams nicht nur in den einzelnen Regionen und Republiken, sondern in der Sowjetunion im Ganzen.

Gulnaz Sibgatullina, Leiden

Stalin and Europe. Imitation and Domination, 1928–1953. Ed. by Timothy Snyder / Ray Brandon. New York: Oxford University Press, 2014. XII, 326 S., 2 Ktn. ISBN: 978-0-19-994558-0.

Inhaltsverzeichnis:

<https://global.oup.com/academic/product/stalin-and-europe-9780199945580?cc=de&lang=en&#>

Der zu besprechende Band hinterlässt einen etwas zwiespältigen Eindruck. Erstens ist es schwierig, die-

sen Titel wirklich als Zusammenfassung der zwölf Beiträge zu sehen. Die Themen sind zwar sehr vielfältig, aber nur die drei letzten Aufsätze beziehen sich explizit auf die Beziehungen zwischen Stalin und Europa, und auch dies nur bezüglich der Außenpolitik. Von der Imitierung europäischer Praktiken, die im Titel angekündigt wird, ist nur ausgesprochen wenig zu lesen, und die Dominanz über Europa wird maßgeblich nur in den drei bereits erwähnten Beiträgen behandelt. Anders gesagt, der Sammelband erfüllt nicht die durch den Titel

geweckten Erwartungen. Zweitens kommt einem informierten Leser vieles bekannt vor. Nach Einschätzung des Rezensenten referieren mindestens die Hälfte der Aufsätze vorwiegend bereits Publiziertes und in der Forschung Geläufiges, während nur die zweite Hälfte mit neuen Studien aufwarten kann.

TIMOTHY SNYDER versucht in seiner Einleitung die Beziehung von Stalinismus und Europa in einem vierstufigen, chronologischen Schema zu verorten: 1. Die Anwendung eines europäischen Entwurfs der Modernisierung in der UdSSR; 2. Die Implementierung von gereiften sowjetischen Praktiken auf die von der sowjetischen Seite 1939 und 1940 annektierten Territorien; 3. Der deutsche Überfall auf die Sowjetunion und die Okkupation sowjetischer Gebiete; 4. Die Neuordnung Osteuropas nach dem Krieg als eine Pufferzone im Falle einer möglichen Aggression und der Export von Regimen sowjetischen Typs dorthin. Für jede Stufe sollen drei Aufsätze stehen. Doch es gelingt Snyder nicht wirklich, die Beiträge zu einem Leitthema zu verknüpfen, und das Schema erscheint ziemlich holzschnittartig. Daher wirkt der Band eher wie eine Festschrift oder die Publikation einer disparaten Vortragsreihe. Wie lassen sich auch der Gulag als Mittel der inneren Kolonialisierung, die Flucht aus Kasachstan nach China während der durch die Kollektivierung verursachten Hungersnot, Auslandsspionage, drei Aufsätze zu Ostpolen unter sowjetischer Herrschaft 1939–1941, drei Beiträge zur deutschen Okkupation in der Sowjetunion sowie drei Arbeiten zur sowjetischen Außenpolitik und ihren Intentionen zwischen 1939 und 1953 zu einem sinnvollen Ganzen verbinden? Snyders Einleitung ist weiterhin nachlässig geschrieben, er referiert die Beiträge fehlerhaft wie im Falle des Holocausts in der Ukraine (S. 10), oder er kennt die wesentlichen Fakten nicht, wenn er die komplette Deportation von Völkern in der UdSSR in der Nachkriegszeit verortet (S. 12).

Auf alle zwölf Aufsätze kann hier nicht im Einzelnen eingegangen werden, doch sie wurden mehrheitlich von renommierten Autoren verfasst und sind mit Sicherheit lesenswert. Wie erwähnt, fasst ein Teil bereits Bekanntes, oftmals Publikationen des Verfassers, zusammen, aber ein solider Überblick kann sicherlich nicht schaden. Wirklich interessant wird es aber erst bei den Beiträgen, die etwas Neues

zu sagen haben oder etwas, was in der Forschung noch nicht breiter rezipiert wurde.

SARAH CAMERON untersucht die Situation während der Hungersnot in Kasachstan und die Flucht nach China. Die Grenze war lange Zeit porös gewesen und die dortigen Nomaden waren es gewöhnt, sie zu passieren. Entgegen sowjetischer ideologischer Überzeugungen handelte es sich bei den Flüchtlingen oftmals um Vertreter der unteren Schichten, und die UdSSR schloss die Grenze schließlich mit Gewalt, wobei auch Fliehende erschossen wurden.

HIROAKI KUROMIYA und ANDRZEJ PEPLONSKI behandeln das Thema der deutschen, polnischen und japanischen Spionage gegen die Sowjetunion, die zu einem Leitmotiv des Großen Terrors wurde, aber letztlich keine reale Bedrohung darstellte. Stattdessen erwies sich die sowjetische Auslandsspionage als viel erfolgreicher.

RAFAŁ WNUK beschäftigt sich recht deskriptiv mit dem polnischen Untergrund im sowjetisch annektierten Ostpolen 1939–1941. MAREK WIEZBICKI betritt weitgehend Neuland, wenn er die sowjetische Wirtschaftspolitik in Ostpolen untersucht, er geht aber nicht wirklich in die Tiefe und kommt zu dem etwas überraschenden Schluss, dort seien schnell Subventionen Moskaus nötig gewesen. Aus dem deutlich besser erforschten Baltikum wissen wir um die großangelegte Ausbeutungspolitik nach der Annexion, und es steht zu erwarten, dass dies in Ostpolen nicht anders war.

Der bekannte Experte für den Kalten Krieg MARK KRAMER ist gar mit zwei Beiträgen vertreten, interessanter als der Aufsatz über die Einrichtung eines kommunistischen Blocks in Osteuropa ist jedoch der über den Bruch Jugoslawiens mit Stalin und die Bestrebungen, das Land mit Hilfe der osteuropäischen Verbündeten möglicherweise in einem Krieg niederzuringen.

Zusammenfassend gesagt, die einzelnen Beiträge sind sicherlich lesenswert – ob als Überblick über den Forschungsstand oder als interessante Fallstudien –, doch dem Band fehlen die Kohäsion und ein durchgängiges Konzept. Vor dem Erwerb des Buches sollte sicherlich das Inhaltsverzeichnis gründlich konsultiert werden, um Enttäuschungen zu vermeiden. Der Titel leitet jedenfalls in die Irre.

Olaf Mertelsmann, Tartu

L. G. PROTASOV: Vserossijskoe Učreditel'noe sobranie. Ėnciklopedija. Moskva: Rosspeñ, 2014. 553 S. = ISBN: 978-5-8243-1921-7.

Die Idee der Konstituierenden Versammlung hat im Zarenreich über gut hundert Jahre Intellektuelle in den Bann gezogen und seit der Revolution von 1905 Niederschlag in zahlreichen Parteiprogrammen gefunden. Der linkssozialrevolutionäre Volkskommissar für Justiz im Kabinett Lenins, I. Z. Štejnberg, charakterisierte dieses gesamtstaatliche Gremium als „das frühere Ideal und in der ersten Periode der Revolution leidenschaftlich erwartete Ziel“. (ISAAK ZACHAROVIC ŠTEJNBURG: *Ot fevralja po oktjabr' 1917 g.* Berlin, Mailand o.J. [1920], S. 127) Die allgemeinen, gleichen, direkten und geheimen Wahlen zur Konstituierenden Versammlung, an denen weit über 50 Mio. Männer und Frauen teilnahmen, fanden nach dem Oktoberumsturz 1917 statt. Bemerkenswert ist zum einen, dass die Wahlbeteiligung auf dem flachen Land im Durchschnitt bei etwa zwei Dritteln und damit höher als in den Städten mit etwa 56,6 % lag. Zum anderen machten Frauen auf der Basis der zugänglichen Informationen öfter von ihrem Wahlrecht Gebrauch als Männer (vgl. S. 8, Stichwort: Absentismus). Ungeachtet dieser umfangreichen Legitimationsbasis, die kein Sowjetkongress für sich beanspruchen konnte und daher in der Geschichte des russischen Staates lange ihresgleichen suchte, erwies sich die Konstituierende Versammlung in den Augen der radikalen sozialistischen Parteien, die die Sowjetregierung stützten, als zum „Verwelken bestimmt“, ohne jemals geblüht zu haben. Der Wahlausgang bescherte den Bol'seviki lediglich ein Viertel der Stimmen. Von einer arbeitsfähigen Mehrheit waren sie weit entfernt, so dass sich einmal mehr die Frage stellte: Was tun? Das Mitglied des bolschewistischen Zentralkomitees M. S. Urickij brachte die Mehrheitsmeinung seiner Partei wie folgt zum Ausdruck: „In Orten, die von den Zentren der revolutionären Arbeit entfernt liegen, erfreut sich die Konstituierende Versammlung großer Popularität. Dies zwingt uns, eine abwartende Taktik zu ergreifen. Berufen wir die Konstituante ein? Ja. Jagen wir sie auseinander? Ja, vielleicht; alles hängt von den Umständen ab.“ (Iz protokolov P. K., in: *Krasnaja letopis'* (1923), 6, S. 373–432, hier S. 422) Die Umstände waren in den Augen der Linkssozialisten so, dass der 5. Januar 1918, der Tag der Einberufung der Konstituante, zugleich auch der einzige Tag ihres Wirkens zu bleiben hatte. Gewaltsam unterband die Sowjetregierung ihr neuerliches Zusammentreten und wenige Tage später billigte das Allrussländische

Zentrale Exekutivkomitee der Sowjets das von Lenin vorgelegte Auflösungsdekret.

Der 1938 geborene und seit drei Jahrzehnten durch Dutzende Veröffentlichungen zur Konstituante ausgewiesene Historiker L. G. Protasov dürfte als gegenwärtig unbestritten bester Kenner der Materie gelten. (Vgl. u. a. LEV GRIGOR'EVIC PROTASOV: *Ljudi Učreditel'nogo sobranija: portret v inter'ere epochi*. M. 2008) Das Ziel der vorliegenden Enzyklopädie umreißt der Herausgeber mit der Sentenz: „Alles über die Konstituierende Versammlung“. Die Beiträge sind namentlich nicht gekennzeichnet und stammen entweder vom Herausgeber selbst oder dem guten Dutzend Mitwirkenden, darunter so ausgewiesenen Spezialisten wie A. N. Medušovskij, K. N. Morozov oder Ja. V. Leont'ev.

Die Artikel weisen einen gleichförmigen Aufbau auf und folgen im Wesentlichen dem Editionsprinzip, ein Maximum an Information bei einem Minimum an Wörtern zu gewährleisten. In der Tat lassen die etwa 1.900 Einträge, an deren Ende auf einschlägige Quellen und Literatur verwiesen werden, kaum eine Frage offen. Thematisiert werden in den Artikeln nicht nur rechtliche Fragen, sondern neben den politischen Parteien auch lokale Organisationen, soziale Verbände oder ethno-konfessionelle Gruppen, die eigene Wahllisten aufstellten, etwa die Genossenschaften, die Kosaken, Muslime oder die sibirischen *oblastniki*. Die Artikel beschränken sich dabei keineswegs nur auf die Zeit bis Anfang Januar 1918, sondern berücksichtigen auch die Phase der ‚Nachwehen‘ der Konstituante. Sie thematisieren darüber hinaus die Bemühungen des sich überwiegend aus sozialrevolutionären Abgeordneten rekrutierenden Komitee (*Komitet Učreditel'nogo Sobranija*, Komitee der Konstituierenden Versammlung), diese Institution jenseits des „roten“ Herrschaftsbereichs wiederzubeleben und als legitimes und machtvolleres Gegengewicht zum Rat der Volkskommissare zu etablieren. Etwa die Hälfte der Lemmata ist den Abgeordneten und einigen bedeutenden Kandidaten gewidmet, die den Einzug verfehlten. Es findet sich darüber hinaus auch ein Eintrag von O. N. Znamenskij, einem 1927 in Leningrad geborenen Historiker, der bis zum seinem Tod 1993 im Ruf stand, der beste sowjetische Kenner der Konstituierenden Versammlung zu sein (S. 150). Etwa jedem dritten biographischen Beitrag ist eine Photographie oder Karikatur beigelegt. Diese kurzen Artikel sind indes kein Alleinstellungsmerkmal, weil sich die Informationen auch in Enzyklopädien oder einschlägigen Lexika finden. (Vgl. *Političeskie partii Rossii. Konec XIX – pervaja tret' XX veka*. Ėnciklopedija. Otv. red. V. V. Šelochaev. Mo-

skva 1996 oder *Političeskije dejateli Rossii 1917. Biografičeskij slovar'*. Glavnyj redaktor P. V. Volobuev, Moskva 1993)

Was die vorliegende Enzyklopädie so unverzichtbar macht, ist die Präsentation der Kandidatenlisten und – soweit auffindbar, nämlich in etwa 90 % der Wahlkreise – der Abstimmungsergebnisse. Schon O. H. Radkey hatte die mühevollen und zeitintensive Detektivarbeit, die Wahlergebnisse zusammenzutragen, betont. Vor diesem Hintergrund ist die Such- und Sammelleidenschaft stupend zu nennen. Es hat den Anschein, als habe der Herausgeber keine Mühe gescheut und nahezu jedes, selbst nur auf der Ebene der Kreisstädte verfügbare zeitgenössische Presseorgan auf Angaben zur Konstituierenden Versammlung ausgewertet. Wenn, wie im Falle der Kreisstadt Buj im Gouvernement Kostroma, keine Wahlergebnisse genannt werden, darf man füglich davon ausgehen, dass sie nicht mehr nachweisbar sind (S. 196). Für viele Wahlkreise werden die Daten nach den unterschiedlichen Wählergruppen (Stadt, Land, Garnison) und Listen aufbereitet, anders als für Moskau werden für die Stadt Petrograd sogar Angaben zu den einzelnen Stadtteilen präsentiert (S. 323–324, 256).

Im Anhang findet sich eine übersichtliche Tabelle über den Wahlausgang nach Wahlkreis, Partei und absolutem Stimmergebnis. Es gibt ferner eine Übersicht der Kandidaten, die in mehreren Wahlkreisen – das Wahlgesetz erlaubte bis zu fünf Nominierungen, um so die Wahl der „Parteiprominenz“ zu gewährleisten – von ihren (Partei)Organisationen benannt

worden waren, aber dennoch nicht als Abgeordnete in die Konstituierende Versammlung einzogen. Ein kurzes Verzeichnis der wichtigsten gedruckt vorliegenden zeitgenössischen (propagandistischen) Schriften zur Konstituierenden Versammlung, Tagebücher und Erinnerungen, Quellensammlungen sowie der Forschungsliteratur, wobei allerdings mit Ausnahme der beiden Monographien Radkeys die westliche Forschung unberücksichtigt bleibt, komplettieren diese Publikation.

Die vorliegende Enzyklopädie lässt kaum Wünsche offen. Angesichts der Vielzahl der präsentierten Informationen waren abweichende Angaben nicht immer zu vermeiden: So wurde beispielsweise die von der Kanzlei der Konstituierenden Versammlung registrierte Abgeordnetenzahl der Linken Sozialrevolutionäre mal mit 38, mal mit 40 Abgeordneten angegeben (S. 216, 473); auch wurde ihnen der Vologdaer Abgeordnete N. V. Rasčesaev zugerechnet, der im Namensartikel als Bolševik rubriziert wird (S. 352). Dies sind jedoch Quisquilien. Zu bedauern ist, dass kaum Faksimiles von Wahlplakaten und Wahlaufrufen Eingang gefunden haben. Diese wären wünschenswerte Ergänzungen und hätten den unbestreitbaren Wert dieser Enzyklopädie noch gesteigert. Aber auch in der vorliegenden Form ist dem Herausgeber und seinen Mitarbeitern größtes Lob zu zollen. Die Enzyklopädie wird auf längere Sicht das unerlässliche Referenzwerk für die Geschichte der Konstituierenden Versammlung bleiben.

Lutz Häfner, Göttingen

SSSR i graždanskaja vojna v Ispanii 1936–1939 gody. Šef-redaktor Sergej Kudrjašov. Moskva: Archiv Prezidenta Rossijskoj Federacii, 2013. 550 S., Abb., Tab. = Vestnik Archiva Prezidenta Rossijskoj Federacii. ISBN: –.

Das Engagement der Sowjetunion im Spanischen Bürgerkrieg gehörte lange zu jenen Aspekten der sowjetischen Außenpolitik unter Stalin, die mangels Quellen von der Geschichtswissenschaft kaum erforscht werden konnten. Eine seriöse Beschäftigung mit diesem Thema ist erst seit Öffnung der sowjetischen Archive in den 1990er Jahren möglich. Offizielle Aktenpublikationen aus sowjetischer Zeit sind von begrenztem Wert. Die westliche Forschung vor 1991 trug großenteils spekulativen Charakter und neigte dazu, Moskaus Hilfe für die Spanische Republik mit sinistren Motiven zu erklären, etwa dem Bestreben, in Spanien eine kommunistische Diktatur

nach sowjetischem Vorbild zu errichten. Eine gründliche Aufarbeitung und Neubewertung des sowjetischen Engagements in Spanien nahm vor einigen Jahren der deutsche Historiker FRANK SCHAUFF vor (*Der verspielte Sieg. Sowjetunion, Kommunistische Internationale und Spanischer Bürgerkrieg 1936–1939*. Frankfurt/Main 2004). Auf Grundlage der inzwischen allgemein zugänglichen Archivquellen analysierte Schauff die Spanienpolitik der Komintern, der Roten Armee und des Volkskommissariats für Auswärtige Angelegenheiten (*Narkomindel*). Er kam zu dem Schluss, die sowjetische Hilfe für die Republik sei Teil der Politik der kollektiven Sicherheit gewesen. Moskau habe verhindern wollen, dass ein weiterer europäischer Staat ins Lager des Faschismus übergang. Es habe mit seiner Militär- und Wirtschaftshilfe die Republik am Leben halten und für den Kampf mit den Franco-Rebellen wappnen wollen, aber keine darüber hinausgehenden Ziele ver-

folgt, am allerwenigsten die Errichtung einer kommunistischen Ordnung in Spanien.

Nun verspricht eine neue Quellenedition einen noch besseren Einblick in die sowjetische Spanienpolitik zwischen 1936 und 1939. Der von Sergej Kudrjašov herausgegebene Band enthält 474 Dokumente, die nach 1991 aus dem Archiv des Politbüros ins Präsidentenarchiv überführt und 2012 für die Nutzung freigegeben wurden. Es handelt sich um einen Bestand von 17 Aktenbänden (*dela*), die fast vollständig in die Edition eingegangen sind. Weggelassen wurden Dokumente, die sich mit den Aktivitäten sowjetischer Diplomaten im Londoner Nichteinmischungskomitee befassen. Diese Papiere sollen Kudrjašov zufolge in einer separaten Edition herausgegeben werden. Auch ohne diese Dokumente ist die vorliegende Edition stattlich genug. Ihr Hauptmangel besteht darin, dass ein Sachregister fehlt. Eine gezielte Suche nach bestimmten Themen ist daher nicht möglich. Nutzern bleibt nichts anderes übrig, als die chronologisch angeordneten Dokumente komplett durchzuarbeiten und zu hoffen, dass sie dabei Material für ihre Fragestellungen finden. Die Einleitung fällt mit nur fünf Seiten unbefriedigend knapp aus. Kudrjašov bietet keinen ernstzunehmenden Überblick über den aktuellen Forschungsstand. Schaufts oben genannte Studie hat er anscheinend gar nicht rezipiert. Ob die Edition den heutigen Kenntnisstand lediglich bestätigt oder aber erweitert, das wird der Nutzer erst sagen können, wenn er den ganzen Band gelesen hat.

Interessierte Historiker sollten sich darüber im klaren sein, dass die Edition manche Aspekte und Themen beleuchtet, andere hingegen nicht; dass sie manche Fragen beantwortet, andere jedoch offen lässt. Das hat mit zweierlei Faktoren zu tun: der Arbeitsweise der sowjetischen Führung unter Stalin einerseits und der ursprünglichen Zusammenstellung des Aktenmaterials andererseits. Beratungsprozesse innerhalb der Moskauer Führung, die mündlich erfolgten und keinen schriftlichen Niederschlag fanden, werden in den von Kudrjašov präsentierten Quellen nicht greifbar. Die Aktenstücke dokumentieren lediglich schriftlich fixierte Entscheidungen, etwa Politbürobeschlüsse. Welche Motive Stalin im Sommer 1936 dazu veranlassten, die Republik gegen die Rebellen zu unterstützen, das wird anhand der vorliegenden Quellen nicht ersichtlich. Zu den auffälligen thematischen Lücken gehören die Säuberungen innerhalb des diplomatischen und militärischen Personals, das nach Spanien entsandt wurde. Wer sich Informationen zu diesem Thema erhofft hat, wird enttäuscht werden. Diesbezügliche Unterlagen

wurden seinerzeit offenbar nicht im Politbüroarchiv aufbewahrt. Die Edition bietet auch kaum Material für ein vertieftes Verständnis des politischen und militärischen Geschehens in Spanien selbst. Nur ein kleiner Teil der Dokumente stammt von spanischen Absendern bzw. Verfassern. Ebenso spärlich vertreten sind Quellen sowjetischer Provenienz, die vor Ort in Spanien entstanden sind. In diese Kategorie fallen beispielsweise an Stalin und das Politbüro geschickte Berichte des Schriftstellers und *Izvestija*-Korrespondenten Il'ja Ėrenburg und des Generalkonsuls in Barcelona, Vladimir Antonov-Ovseenko. Bei der großen Mehrheit der Quellen handelt es sich um internes Schriftgut sowjetischer Partei- und Regierungsinstitutionen – des Politbüros sowie der Volkskommissariate für Auswärtige Angelegenheiten, Verteidigung, Finanzen und Außenhandel.

Die Unterlagen illustrieren mehr oder minder anschaulich eine Fülle von Themen: Sowjetische Lieferungen an die spanische Republik (Waffen und Kriegsgüter, Lebensmittel, Rohstoffe, Maschinen); Waffenkäufe für die Republik in Drittstaaten unter Beteiligung der Sowjetunion; Entsendung von sowjetischem Personal nach Spanien (Diplomaten, Militärberater, Wirtschaftsfachleute, Ingenieure); Zusammenarbeit der sowjetischen Vertreter vor Ort mit den zivilen und militärischen Organen der Republik; Anwerbung von Freiwilligen für die Internationalen Brigaden; Aufnahme spanischer Waisenkinder durch die Sowjetunion; Finanz- und Kreditoperationen zwischen der Republik und der Sowjetunion. Von besonderem Wert sind Dokumente über die Goldreserven der spanischen Staatsbank, die schon 1936 nach Moskau gebracht wurden. Jahrzehntlang rankten sich gerade um dieses Thema Mythen und Legenden, vollkommen zu Unrecht, wie sich spätestens jetzt zeigt. Der Vorschlag, das Gold in die Sowjetunion zu bringen, stammte von der spanischen Seite. Die republikanische Regierung konnte jederzeit problemlos auf das in Moskau deponierte Gold zugreifen, sei es, um sowjetische Lieferungen zu bezahlen, sei es, um finanzielle Transaktionen und Geschäfte in anderen europäischen Staaten abzuwickeln. Von einer finanziellen Ausbeutung oder Übervorteilung der Republik durch Stalin kann keine Rede sein. Der Wert der sowjetischen Lieferungen dürfte den Wert des spanischen Goldschatzes überstiegen haben, wie Kudrjašov in der Einleitung zu bedenken gibt. Etliche Dokumente, etwa Schreiben Stalins und des Politbüros an die Führer der Republik, bestätigen Frank Schaufts Befund, dass es der Moskauer Führung zu keinem Zeitpunkt darum ging, in Spanien eine kommunistische Diktatur zu errichten. Ende

1936 schrieb Stalin an die republikanische Regierung, Spanien müsse seinen eigenen revolutionären Weg gehen, und das könne nach Lage der Dinge nur ein parlamentarischer sein. An dieser Linie, die auch für die Komintern verpflichtend war, hielt Stalin bis zum Ende des Bürgerkrieges fest. Eine Alleinherrschaft der Kommunistischen Partei Spaniens kam für Moskau nie in Frage.

Sergej Kudrjašovs Edition wartet nicht mit spektakulären Enthüllungen auf, verdient aber dennoch die Aufmerksamkeit und sorgfältige Lektüre aller Historiker, die sich näher mit dem sowjetischen Engagement im Spanischen Bürgerkrieg beschäftigen wollen.

Andreas Oberender, Berlin

Cold War Crossings. International Travel and Exchange across the Soviet Bloc, 1940s–1960s. Ed. by Patryk Babiracki / Kenyon Zimmer. Arlington: Texas A&M University Press, 2014. 225 S., 10 Abb., 1 Tab. ISBN: 978-1-62349-030-0.

In recent years research into the Cold War has taken a decidedly social and cultural turn, shifting its centre of gravity from the realm of high politics to a range of new locales, and opening research up to a variety of new approaches. This volume, the offshoot of a lecture series held at the University of Texas at Arlington in 2011, exemplifies this trend by focusing on international exchange across Cold War borders, by actors on both sides of the divide. In doing so, the book shifts scholarly attention to the thoughts and impressions of the individuals who physically crossed borders, some with grand and hopeful expectations, others with a good deal more suspicion. The volume also exemplifies a recent trend in the scholarship to shift emphasis away from US-Soviet contacts: here, only one of the six chapters in this volume focuses on the two superpowers, although their guiding hand is often in the background.

After a brief introduction by SERGEI ZHUK, *Cold War Crossings* begins with a contribution by MICHAEL DAVID-FOX, who reflects on the notion of the 'Iron Curtain', and suggests that even at the height of Stalinist xenophobia in the 1945–53 period, the borders between east and west were minimally porous. David-Fox describes the apparently "iron" curtain as a "semi-permeable membrane", which selectively allowed certain kinds of transit through its cellular walls. The author also draws attention to the erosion of the Stalinist superiority complex during the Thaw, as the growing turn towards consumerism led to questioning whether the country was as advanced as its propaganda made out.

David-Fox's contribution provides useful context for the five contributions that follow, all of which are based on archival research. PATRICK BABIRACKI's contribution focuses on a series of cross-border exchanges which saw Polish peasants visiting Soviet

collective farms as a means of advertising the material benefits of Soviet-style agriculture. Babiracki's chapter introduces a theme that resonates throughout the volume: trust. While the Soviet authorities rolled out the red carpet for their guests, the Poles were liable to draw negative conclusions from the dishevelled appearance of Soviet representatives or else to mistrust entirely the positive picture that they had been shown as so much window-dressing. NICK RUTTER's discussion of the 1951 youth festival in Berlin similarly illustrates the importance of perceptions during the cultural Cold War. Rutter shows how communist officials attempted to show that the GDR was a space of freedom, and that the Iron Curtain was something created less by socialist authoritarianism as by western intransigence. While communist authorities removed border controls for those travelling to the festival, giving the impression that the Iron Curtain was something of a western fiction, western governments were intolerant of those westerners travelling to the festival: US military policemen boarded trains, beat those who argued, and incarcerated and humiliated their 'captives'. In this case, attempts to show off the eastern bloc as a Potemkin village of fraternity and freedom while simultaneously exposing western intolerance was highly successful in the battle of Cold War perceptions.

ELIDOR MÉHILLI's chapter focuses on the exchange of experts within the socialist bloc. While some accounts suggest that knowledge and resources flowed largely from the periphery to the Soviet centre, on the basis of research in Albanian, Russian, and German archives Méhilli shows how such expertise could also flow in the opposite direction. Yet inflows of expertise from Soviet, Czechoslovakian and East German specialists led to argument and recrimination over pay differentials and technical issues. Méhilli shows that while German specialists were apt to blame problems on technological backwardness and "chronic laziness", their Albanian hosts were inclined to pin those setbacks on the shortcomings of their foreign counterparts, illus-

trating the inequalities within the socialist bloc and the feelings of superiority and inferiority that they gave rise to.

CONSTANTIN KATSAKIORIS's chapter on Soviet attempts to harness the African decolonization movement for its own ends shows the paradoxes of the Soviet turn towards the global south. African leaders and intellectuals were repelled both by the Soviets' ambivalent attitudes to the Algerian independence struggle and also by the Soviet political elite's paternalistic attitudes. When a wave of African students arrived in Soviet universities in the 1960s they were confronted with physical abuse and physical violence fuelled both by racism and by resentment at the benefits enjoyed by foreign students. Ultimately, then, Katsakioris's chapter shows that the Soviet turn towards the south led not to greater harmony, but to mutual recrimination.

MARSHA SIEFERT concludes the volume with an account of negotiations between Soviet officials and US film producers over what would have been the first jointly produced feature film, *Meeting at a Far Meridian*. While the film was intended to illustrate the benefits of peaceful coexistence, behind the scenes wrangling belied the film's intended message. The reason for the failure of negotiations remains ambiguous. International tensions in a time of the Cuban Missile Crisis and Vietnam War played their part, but the failure can also be attributed to a culture clash, with the Soviet side eventually losing patience with US dithering: Soviet negotiator Vladimir Surin bemoaned the fact that the Americans had placed them in the position of 'disrespected partner'. Once again, the chapter suggests that perceptions mattered.

The editors of the volume are to be commended in putting together a collection with a high level of thematic coherence, with the themes of trust, perceptions, superiority and inferiority and consumerism at its heart. Of particular interest is the way the authors are able to home in on the impressions of individuals, reminding us that Cold War exchange was not only about high-level agreements, but also based on the concrete perceptions of individuals who were thrust into an alien environment. The volume has the great virtue of bringing into focus a new range of historical actors in a novel range of locales, from Polish peasants suspiciously examining Soviet collective farms to African students confronting the unhappy paradoxes of Soviet internationalism in Moscow, allowing scholars to test existing theories of cultural and technological exchange. The volume's key strength lies in its detailed and well-elaborated case studies, each of which provides a telling vantage point from which to view the vicissitudes of Cold War exchange. While more case studies may have allowed more scope for generalising about the wider applicability of the findings, in an era in which some collected volumes restrict authors to 10-12 page contributions, this volume appears to have been guided by the Russian saying "better fewer, but better". Thus *Cold War Crossings* represents a valuable addition to the scholarship on the nature of the Iron Curtain, which will offer much, not just to historians of the Cold War, but also to researchers focusing on transnational exchanges within the 'second world', and historians of post-war Eastern Europe more widely.

Simon Huxtable, London

Malen'kij čelovek i bol'shaja vojna v istorii Rossii. Seredina XIX – seredina XX v. Materialy meždunarodnogo kollokviuma (Sankt-Peterburg, 17–20 ijunja 2013 g.). Red.: N. V. Michajlov / Jan Plamper [et al.]. S.-Peterburg: Nestor-Istorija 2014. 572 S. ISBN 978-5-4469-0480-8.

Der Sammelband, aus einem Kolloquium in Petersburg hervorgegangen, rückt den sog. „kleinen Menschen“ im Krieg ins Zentrum der Überlegungen und Darstellungen. Der Band enthält 29 Beiträge in sieben Sektionen einschließlich Diskussionsbeiträgen zu jeder Sektion. Die Titel der Sektionen geben einen Eindruck von den Themenschwerpunkten: 1. Historisches Gedächtnis, 2. Religiöse und nationale Selbstbestimmung, 3. Propaganda und gesell-

schaftliche Stimmungen, 4. Kriegsalltag und individuelle Kriegswahrnehmung, 5. In der Etappe und an der Heimatfront, 6. Die Leningrader Blockade in der Wahrnehmung der Leningrader, 7. Krieg und Gewalt.

In der ersten Sektion geht es um die Namensgebung für Kriegsschiffe. Dabei beobachtet VLADIMIR LAPIN eine Tendenz zur „Demokratisierung“: Soweit es um Kriegshelden geht, wurden vor dem Ersten Weltkrieg bereits Helden aus den niederen Rängen gewählt. M. S. FEDOTOVA porträtiert Helden der Verteidigung Sevastopols im Krimkrieg und „dekonstruiert“ sie ein wenig als Haudegen, Säufer und Kleinkriminelle. MARIA FERRETTI kontrastiert Fronterfahrungen des „Großen Vaterländischen Krieges“ (GVK) und die Siegesrhetorik von Partei- und

Staatsführung. Dies geschieht in der Annahme, dass die Fronterfahrungen authentischer seien als der unentwegte Siegesrummel, eine Hypothese, die in der Diskussion zerpfückt wurde. In der zweiten Sektion analysiert DANIELLE ROSS tatarische *baity* (volkstümliche Dichtungen) und Aufrufe der muslimischen Geistlichkeit während des Welt- und Bürgerkrieges. E. E. LEVKIEVSKAJA untersucht Funktion und Ausdrucksformen sowohl von Religiosität als auch von atheistisch-säkularen Bewältigungsstrategien von Soldaten im GVK. Insbesondere bei Soldaten bäuerlicher Herkunft glaubt sie, die Koexistenz teils traditionell-religiöser, teils neuer atheistisch-säkular geprägter Einstellungen zu erkennen, abhängig von der jeweiligen Sozialisation in Familie und beruflichem Umfeld.

In der dritten Sektion stellt PETER WALDRON das Bild von Verwundeten während des Ersten Weltkrieges vor. In diese Sektion hätte eigentlich der Beitrag von ALEXANDRE SUMPF (aus der siebten Sektion) über die Invaliden des Ersten Welt- und des Bürgerkrieges gehört. Auch hier geht es vornehmlich um „Repräsentation“ von Invalidität in Plakaten und Filmen. Die beiden folgenden Beiträge von COLLEEN MOORE über Rekruten-Unruhen und von STEFAN WIESE über Pogrome und Ausschreitungen im Ersten Weltkrieg hätten eigentlich in die siebte Sektion gehört: Gegen die ältere – nicht nur sowjetische – Historiographie behauptet Moore den unpolitischen Zuschnitt der Rekruten-Unruhen. Sie hätten mit dem Alkoholverbot zu tun gehabt, das eine Verletzung von überkommenen Rekrutierungsritualen bedeutete. Das Verbot habe die angehenden Soldaten in ihrer Würde als Vaterlandsverteidiger gekränkt. Ähnlich betont auch Wiese den eher zufälligen Charakter der Pogrome und Ausschreitungen von Soldaten und Rekruten: Sie seien nicht primär gegen Deutsche oder Juden gerichtet, sondern zufalls-situationsbedingt gewesen. Die Aggression richtete sich in erster Linie gegen die Schwachen der Gesellschaft. Es hängt dann vom Begriff des Politischen ab, ob die neue Akzentuierung als „(un)politisch“ zu definieren wäre. Ohne dies zu explizieren, greifen die beiden Beiträge damit eine Diskussion auf, in der es alternativ um die politisch-sozialen Ursachen von Gewalt oder um Gewalt als einem eigenständigen Akt geht, der sich aus der Dynamik und den Formen der Aktion selbst erklärt (PETER IMBUSCH: Der Gewaltbegriff, in: Walter Heitmeyer, John Hagan (Hrsg.): Internationales Handbuch der Gewaltforschung. Wiesbaden 2002, S. 26–58). CHRISTOPHER STROOPS Beitrag *Krieg und Kultur* behandelt die Propaganda aus national und religiös gestimmten Intel-

lektuellen-Zirkeln, die bemüht waren, auch den „kleinen Menschen“ zu mobilisieren.

In der vierten Sektion vertritt E. S. SENJAVSKAJA (zum wievielten Mal?) ihr ziemlich konfuse Konzept von einer „militärischen Anthropologie“. S. V. ANDRIAINEN liefert eine Mikrostudie zur Truppenökonomie im 19. Jahrhundert. V. JU. ČERNJAEV referiert aus dem Tagebuch eines Offiziers während des Russisch-Japanischen Krieges. E. JU. SERGEEV berichtet über das Personal, das im Ersten Weltkrieg als Kundschafter über die Fronten hinweg eingesetzt wurde, darunter auch Kinder. (Zumindest wurden sie verdächtigt, Spione zu sein.) Mit Recht fand in der Diskussion der Beitrag von BRANDON SCHECHTER über *Gewehr und Spaten* im GVK viel Beachtung. Es handelt sich um eine innovative Studie über das Verhältnis zwischen Mensch und Sachen, um die Funktion und die emotionale Aufladung dieses Verhältnisses.

In den Beiträgen von K. E. BALDIN und A. JU. DAVYDOV (fünfte Sektion) sind die zivilen Helden des Welt- und Bürgerkrieges die Konsumkooperativen und die „Sackträger“ (*mešočniki*). Beide waren komplementär und zugleich konkurrierend aktiv gegenüber den staatlichen Versorgungsorganen und Vorschriften. Wie auch im Fall anderer Akteure vor allem im Weltkrieg brachte der Zusammenbruch staatlicher Autorität und der Aufschwung ziviler Initiativen nicht den Übergang in eine bürgerliche Gesellschaft. Davydovs These, dass die „Sackträger“ die Bol'seviki zum Übergang zur NEP gezwungen hätten, wurde in der Diskussion mit Recht bezweifelt. A. N. ZVANKOs Beitrag über Flüchtlingsfrauen ist informativ, wirkt aber zugleich wie ein ganz auf Emotionen setzender Aufruf zur Flüchtlingshilfe. Mit dem Zweiten Weltkrieg befassen sich die Beiträge von K. M. ALEKSANDROV und IRENA SALENIECE. Aleksandrovs Beitrag provoziert dadurch, dass er die Sicht auf die deutsche Gesellschaft von (mehr oder minder gebildeten) sowjetischen Kol-laborateuren und Flüchtlingen präsentiert, die nicht in Lagern eingesperrt waren. Im Vordergrund steht der Vergleich mit der stalinschen Sowjetunion. Aus der Sicht dieses Personenkreises wirkte letztere ungleich totalitärer als das NS-Regime, das seinen Bürgern mehr Freiheiten belassen habe. Salenieces vergleichende Sicht auf deutsche und sowjetische Soldaten in der Erinnerung von Letten, vor allem wohl aus Lettgallen, hebt die größere Sympathie für die Wehrmachtssoldaten hervor, ohne allzu detailliert auf die Umstände und Modi der Befragung einzugehen.

Die stärksten Gefühlsausbrüche riefen die sechste und siebte Sektion hervor. S. V. JAROV referierte über den Hunger während der Blockade Leningrads, wie er sich in der erstaunlichen Fülle von Tagebüchern darstellt. Manchen Teilnehmern war die implizite Analyse des Hungers als eines Prozesses der Demoralisierung zu destruktiv. Sie verletzte ihre sakrale Sicht auf das Heldentum der hungernden Leningrader Bevölkerung. Und es löste Verwunderung aus (bei Jochen Hellbeck, S. 448–450, 461), dass das sowjetische Narrativ von der heldenhaften Überwindung des Hungers in den Tagebüchern mit der zunehmenden Auszehrung nicht mehr funktionierte. Nur POLINA BARSKOVA machte darauf aufmerksam, dass es vielleicht an der Zeit sei, den Leningrader Fall mit analogen Situationen des Hungers z. B. in Ghettos, während des Holodomor etc. zu vergleichen und auf diese Weise zu historisieren. Auch die folgenden Beiträge von V. L. PJANKEVIĆ und POLINA BARSKOVA sind ganz der zeitgenössischen Sicht auf das belagerte Leningrad gewidmet. Barskova besprach den in der Besatzungszeit schon teilweise, vollständig dann 1946 in München erschienenen Roman *Blokada* von einem Emigranten, der das blockierte Leningrad als einen „Kreis der Hölle“ mit Bösewichtern und Opfern beschreibt. Den Geschlechterbeziehungen ist der Beitrag von JEFFREY HASS gewidmet. Er wundert sich, warum sich nach dem heroischen Einsatz vor allem der Frauen für das Überleben der Stadt nicht die Geschlechterbeziehungen in der Nachkriegszeit veränderten, ohne auf diese überhaupt einzugehen. Manche Fragestellungen verwundern ebenfalls.

Die siebte Sektion über Krieg und Gewalt spannt den Bogen vom Ersten zum Zweiten Weltkrieg. Neben ALEXANDRE SUMPFF über die Repräsentation der Invaliden des Ersten Welt- und des Bürgerkrieges beschreibt V. I. MUSAJEV Gewaltakte der finnischen Weißen, aber auch der finnischen Roten gegen russische Soldaten und gegen die russische Bevölkerung vor allem auf der karelischen Landenge. Im Unterschied zu der eher konventionellen Darstellung dieser Konflikte geht es IGOR' NARSKIJ in seinem Beitrag *Was die Zeitgenossen des Bürgerkrieges tatsächlich als Grausamkeit wahrnahmen* darum, vor der Übertragung heutiger Wert- und Wahrnehmungs-Maßstäbe auf die Zeitgenossen des Bürgerkrieges zu warnen. V. P. BULDAKOV spricht von der Gefahr eines „ethischen Präsentismus“ (S. 546). Sein Verfahren demonstriert Narskij mit einer dichten Beschreibung von Gewaltakten durch Zeitgenossen. Zudem versucht er – was mich nicht überzeugt –, auch Bewältigungsstrategien durch sprachliche Anpassung an die Nar-

rative der jeweiligen Sieger zu belegen. Es dürfte sich hierbei weniger um Bewältigungs-, als um simple Anpassungsstrategien handeln. MASHA CEROVICS Beitrag ist den Rachegefühlen und -aktionen von Partisanen während des GVK im besetzten Gebiet gewidmet. Die Entstehung des Partisanenwesens führt sie weniger auf Moskauer Befehle und sowjetische Propaganda zurück, sie sieht sie vielmehr als Reaktion auf Erfahrungen in den Kriegsgefangenenlagern. Die Beispiele von als Spektakel inszenierten Racheakten zeigen, dass sich diese mehr noch gegen die tatsächlichen oder vermeintlichen einheimischen Kollaborateure als gegen die deutschen Besatzer richteten.

Angesichts der gegenwärtigen „Fetischisierung“ des GVK in Russland (N. B. Leбина, S. 453) stieß KERSTIN BISCHLS Beitrag über Alltag und sexuelle Gewalt der Rotarmisten auf Widerspruch und wohl auch auf Empörung. Ihre Argumentation läuft darauf hinaus, dass in der militärischen Hierarchie der Armee Frauen (als Soldatinnen oder Hilfspersonal) vor allem als Sexualobjekt behandelt wurden. Sie konnten sich nur dadurch vor Übergriffen schützen, dass sie sich einen mächtigen und möglichst angenehmen „Protektor“ suchten. In den besiegten Ländern durften sich dann auch einfache Soldaten Frauen als Siegestrophäe aneignen. Dies konnte gewalttätig oder auch durch mehr oder minder gewaltfreie Werbung geschehen.

Die Stärke des Sammelbandes liegt vor allem in den vielen Mikrostudien, die sich auf Situationen und auf Aspekte von Kriegserfahrungen beziehen. Die Gefahr besteht allerdings darin, dass man sich vor lauter Details für den weiteren Kontext nicht interessiert oder ihn als bekannt voraussetzt. Paradigmatisch gilt dies für Andriainens Beschreibung der Truppenökonomie, die nur verständlich wird vor dem Hintergrund der in Russland immer noch dominierenden vergleichsweise wenig kommerzialisierten Landwirtschaft und der Exekutivschwäche des Staates (J. ST. BUSHNELL: *Peasants in Uniform. The Tsarist Army as a Peasant Society*, in: *Journal of Social History* 13 [1980], 4, S. 565–576; DIETRICH BEYRAU: *Militär und Gesellschaft im vorrevolutionären Russland*. Köln [usw.] 1984).

Mit Recht ist zum Beitrag von Kestin Bischl darauf verwiesen worden, dass die Übergriffe der Rotarmisten nicht nur aus den Binnenverhältnissen der Armee erklärt werden können, sondern auch mit der anomischen Situation in den besiegten Ländern (Laura Engelstein S. 545) und dem Chaos der konkurrierenden sowjetischen Besatzungsinstanzen zu tun haben. (FILIP SLAVESKI: *The Soviet Occupation*

of Germany. Hunger, Mass Violence, and the Struggle for Peace, 1944–1947. Cambridge 2013)

Hilfreich wäre ein Resümee gewesen (statt der Wiedergabe manchmal ausufernder Diskussionen) –

PER ANDERS RUDLING: The Rise and Fall of Belarusian Nationalism, 1906–1931. Pittsburgh: University of Pittsburgh Press, 2015. 448 S., 46 Abb. = Pitt Series in Russian and East European Studies. ISBN: 978-0-8229-6308-0.

Rudlings Intention ist nach eigenen Angaben das „Studium von einigen hundert nationalistischen Intellektuellen und ihrer Konstruktion einer neuen Ethnizität östlich von Polen und westlich von Russland“ (S. 8). Nach einer erfreulich kurzen Diskussion von Nationalismustheorien in Kapitel 1 folgt der Autor dem Modell von Miroslav Hroch und nimmt als Phase des weißrussischen „Gelehrtennationalismus“ die Jahre etwa von 1906 bis 1915 an – zwischen Russischer Revolution von 1905 und Beginn der deutschen Besatzung im westlichen und zentralen Weißrussland (S. 17). Als Phase politischer Mobilisierung hingegen – um die es im Buch hauptsächlich geht – betrachtet er ungefähr die Jahre von 1915 bis 1926, d. h. bis zum allmählichen Beginn einer repressiven Politik Warschaus und Moskaus gegenüber den Weißrussen.

Angesichts dieser Periodisierung etwas irritierend ist die Benennung des zweiten Kapitels, *The Beginnings of Belarusian Nationalism*, da hier bereits – inhaltlich zu Recht – die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts mit Ereignissen wie dem vor allem sozial motivierten Aufstand von Kastus' Kalinoŭski (1863) in den Blick genommen wird. Mit rund zwei Seiten (S. 33–34) etwas zu knapp fallen die Ausführungen zum wichtigen Konzept des „Westrussismus“ aus, der herrschenden Ideologie des Russischen Zarenreichs in Bezug auf die heutigen weißrussischen Gebiete. Gegen den Westrussismus standen neben der „klassenkämpferischen“ Haltung der *Belaruskaja sacyjal-démakratyčnaja Hramada* der beginnende weißrussische Ethnonationalismus und die *krajoŭy*-Ideologie, die eine multiethnische Föderation auf dem Gebiet des ehemaligen Großfürstentums Litauen anstrebte.

In Kapitel 3 hebt Rudling hervor, dass zwischen 1917 und 1920 gleich sechsmal eine weißrussische Staatlichkeit erklärt worden sei, und übertitelt dies als *Origins of a New National Mythology* (S. 66). Diese Zählung und Akzentuierung vermeintlicher weißrussischer Staatsgründungen ist fragwürdig und unüblich, was sich auch darin widerspiegelt, dass – wie der Autor selbst feststellt – nur zwei dieser bis auf eine

und die lateinische Transkription der nichtrussischen Namen.

Dietrich Beyrau, Tübingen

Ausnahme sehr kurzlebigen „Nationalstaaten“ bis heute im kollektiven Gedächtnis verankert sind und für widerstreitende Geschichtsbilder stehen. Zum einen ist dies die unter deutscher Besatzung ausgerufene Weißrussische Volksrepublik (BNR), ein Sehnsuchtsort der heutigen nationalistischen Intelligenz, zum anderen die bis zur Auflösung der Sowjetunion existierende Weißrussische Sozialistische Sowjetrepublik (BSSR), Kristallisationspunkt des sowjetnostalgischen Teils der heutigen Bevölkerung von Belarus'.

Kapitel 4 ist der frühen, als liberales „Schaufenster“ nach Westen dienenden Nationalitätenpolitik der BSSR gewidmet, die aus Indigenisierung (*korenizacija*) der Staats- und Parteikader, Weißrussifizierung, d. h. Durchsetzung des Weißrussischen als Hauptsprache des öffentlichen Lebens und des Bildungssystems, sowie der Förderung von Minderheitensprachen bestand – neben dem Weißrussischen waren Russisch, Jiddisch und Polnisch Amtssprachen. Detailliert schildert Rudling, mit welchem Nachdruck diese Politik betrieben wurde und an welche Grenzen sie angesichts der Tatsache, dass damals die überwiegende Mehrheit der Weißrussen auf dem Land lebte, stieß.

Die Situation im polnischen Westweißrussland nach dem Ersten Weltkrieg und dem Friedensvertrag von Riga, Thema des Kapitels 5, war anfänglich vom Bestreben der politisch dominierenden *endecja* geprägt, durch eine Assimilationspolitik im Schulwesen und die Ansiedlung polnischer Kriegsveteranen in den Ostgebieten (*kresy*) die ethnischen Grenzen Polens im Osten den staatlichen Grenzen anzupassen, was aber aufgrund schwacher Regierungskoalitionen und wirtschaftlicher Probleme nur teilweise gelang (S. 170). Weißrussische Parteien wie die im Untergrund kämpfende Kommunistische Partei Westweißrusslands (KPZB), die sozial ebenfalls egalitären, aber antikommunistischen und ethnonationalistischen Weißrussischen Christdemokraten (BChD), vor allem aber die mit Abstand am breitesten unterstützte und vom Verfasser mit spürbarer Sympathie beschriebene Weißrussische Arbeiter- und Bauern-Hramada (BSRH) stellten sich aus unterschiedlichen ideologischen Positionen heraus und mit unterschiedlichen Mitteln gegen diese Politik.

Kapitel 6 ist dem Widerstand gegen die Nationalitätenpolitik in der BSSR gewidmet. Zutreffend macht Rudling dessen Hauptgründe aus: eine noch

weitgehend in vernationalen (lokalen, religiösen) Identitäten verhaftete Landbevölkerung, den Unmut über das ‚künstlich‘ auferlegte Weißrussisch, das Karrierewege in den weiterhin russisch geprägten städtischen Milieus, vor allem dem akademischen Milieu, zu verbauen schien (ein Argument, das Gegner des Weißrussischen auch heute ins Feld führen) sowie den 1924 und 1926 erfolgten Transfer überwiegend russischsprachiger Territorien von der russischen an die weißrussische Sowjetrepublik. Nicht ganz klar ist, warum der Autor die für die Weißrussifizierung zweifellos wichtige Orthographiekonferenz von 1926 in diesem Kapitel und nicht als Bestandteil der Nationalitätenpolitik in Kapitel 4 abhandelt; zu diesem Thema ist unlängst die von Rudling nicht mehr berücksichtigte Monographie *Belaruskaj mova-ŭnaŭstva i razvicaŭ belaruskaj litaraturnaj movy: 1920–1930 hady* des Minsker Belarussisten Sjarhej Zaprudski erschienen.

In Polen unter der autoritären *sanaŭja*-Herrschaft von Józef Piłsudski (Kapitel 7) erfolgte zwar eine Abkehr vom völkischen Nationalismus der *endecja*, und Vertraute des Marschalls entwickelten Konzepte einer polnisch geführten multinationalen Föderation in den *kresy* (sogenannter „Prometheanismus“ in Anlehnung an die *krajoŭy*-Ideologie, S. 253–257). Letztlich aber gab man die Weißrussen, unter denen die prosovjetsche Orientierung immer weiter obsiegte, auf und verbot sowohl die BSRH als auch deren Nachfolgeorganisation *Zmahan’ne* (S. 268–270).

Weitaus härter jedoch wurde der weißrussische Nationalismus von der Beendigung der liberalen Nationalitätenpolitik und den Repressionen in der BSSR zwischen 1927 und 1931 getroffen (Kapitel 8). Für diese Kehrtwende Stalins führt Rudling mehrere einleuchtende Gründe ins Feld: die Rückkehr Piłsudskis an die Macht und die Angst vor einem polnischen Angriff angesichts des Antikommunismus der bäuerlichen Bevölkerung in der BSSR; die mittlerweile „allzu“ unabhängig agierende intellektuelle Elite der BSSR, die zum großen Teil aus zurückgekehrten Emigranten bestand; die 1928 eingeleitete wirtschaftliche Zentralisierung in der Sowjetunion, die Russisch als gemeinsames Kommunikationsmedium nahelegte; schließlich der ideologische Gegensatz des praktizierten weißrussischen Nationalkommunismus zum ‚klassischen‘ Marxismus, für den separate Sprachen und Kulturen keinen intrinsischen Wert hatten (S. 310–312).

Trotz weniger Schwächen, darunter auch das Fehlen eines Abkürzungsverzeichnisses, einer Zeittafel sowie von Kurzbiographien der wichtigsten Personen, sollte die Monographie in keiner weißrusslandhistorischen oder belarussistischen Arbeitsbibliothek fehlen. Positiv hervorzuheben sind auch die Fotos, Karten und Abbildungen, die für eine gelungene Veranschaulichung der jeweils beschriebenen Perioden sorgen.

Mark Brüggemann, Oldenburg

Spielplätze der Verweigerung. Gegenkulturen im östlichen Europa nach 1956. Hrsg. von Christine Gözl / Alfrun Kliems. Köln, Weimar, Wien: Böhlau, 2014. 506 S., 54 Abb. ISBN: 978-3-412-22268-0.

Inhaltsverzeichnis:

<http://d-nb.info/1045041610/04>

Verbreitet findet sich eine dichotomische Einordnung von Kunst und Kultur in den sozialistischen Staaten: Auf der einen Seite steht die im Westen abfällig und negativ eingestufte „offizielle Kunst“, auf der anderen Seite die „wirkliche“ Kunst, die von Dissidenten in systemkritischer und entlarvender Weise geschaffen worden ist. Der vorliegende Sammelband macht deutlich, dass dies eine sehr einseitige und stark verzeichnende Wertung ist. Er betritt zum einen Neuland, wenn er den Blick über die Epochengrenze 1989/1991 hinweg auf die gesamte Zeit von Mitte der 1950er bis zum Beginn

der 2010er Jahre wirft. Damit gelingt es, Wandel und Kontinuität in den künstlerischen Ausdrucksformen und Aktionen einzufangen. Kritik an den Verhältnissen unter den realsozialistischen Regimes ist dem Anprangern einer neoliberalen Politik oder der Rückkehr zu autoritären Herrschaftsformen gewichen. Zum anderen sind die hier eingeführten Begriffe „Spielplätze“ und „Verweigerung“ geeigneter als die binäre Schwarz-Weiß-Malerei mit „Dissens“ und Konformität, um sich mit den künstlerischen Ausdrucksformen zu beschäftigen. Sie erlauben eine abgewogene und genauere Verortung. Die vorgestellten Künstler entzogen sich dem offiziellen Kunstschaffen. Ihre Motive und ihre Breitenwirkung waren aber sehr unterschiedlich. Auch wenn sich in ihrem Umfeld „Dissens“ verbreitete, waren die meisten eher unpolitisch. Einige Künstler hatten vor allem den kommerziellen Erfolg im Westen im Blick. Begrüßenswert ist deshalb, dass einige Beiträge auch nach den Motiven der Künstler fragen oder die Rezeption bzw. die

Diskussion im Lande über ihre künstlerischen Aktionen einbeziehen.

Die 21 Beiträge des Sammelbandes gingen aus dem BMBF-Projekt *Spielplätze der Verweigerung. Topographien und Inszenierungsweisen von Gegenöffentlichkeit in Ostmitteleuropa* hervor, das am Geisteswissenschaftlichen Zentrum für Geschichte und Kultur Ostmitteleuropas in Leipzig von 2011 bis 2013 angesiedelt war. Es geht keineswegs nur um die Ausweitung des Spielraums für künstlerische Ausdrucksformen nach Stalins Tod. So bezieht sich die Mehrzahl der Beiträge auf die Zeit nach dem Ende der realsozialistischen Regimes. Bemerkenswert ist der sehr breite regionale Einzugsbereich. Thematisch sind u. a. Literatur, Film, Architektur, Plastik, Musik und Happening vertreten.

Das Projekt zielte in dem unübersichtlichen semantischen Feld auch auf Begriffsklärungen. In der Einleitung werden der konzeptionelle Hintergrund erläutert und die Begriffe definiert. Der Blick ist auf „Resistenzformen“ gerichtet, die nach Ansicht der Projekt-Initiatoren „ästhetisch nachhaltiger“ waren als Dissens oder zivilcouragiertes Auftreten. Die Künstler hätten überwiegend bewusst auf eine direkte gesellschaftliche Wirkung verzichtet, um sich ihre Radikalität zu bewahren. Deshalb wird von „Strategien der Verweigerung“ (S. 9) gesprochen. Unter „Verweigerung“ wird eine individuelle oder kollektive Haltung verstanden, die ein Sich-Verschließen gegenüber Systemansprüchen, eine ostentative Absage an Anpassung, Konformität und Zustimmung darstellt und die sich nur künstlerisch ausdrücken kann. Damit ist „Verweigerung“ weiter gefasst als das einschlägige Wortfeld um Rebellion und Widerstand. Das greift explizit eine häufig defensive Eigenperspektive auf. „Verweigerung betont dann die – auch vermeintliche – Option, sich konsequent zu entziehen: und zwar politischer Vereinnahmung genauso wie ästhetischen Strömungen und Ismen, seien sie gesellschaftlich oktroyiert oder subdominant“ (S. 11). Unter dem zweiten zentralen Begriff „Spielplätze“ verstehen die Herausgeber nicht bloße Schauplätze: „Vielmehr handelt es sich in unserem Sinn um metaphorisch verstandene Orte, die einen eigenen, vom gesellschaftlichen Normsystem abweichenden Existenzmodus zu entwerfen versuchten.“ (S. 10) Gemeint sind also Felder und Formationen von Kunst und Kultur. Zudem ist der Begriff Spielplatz im Diskurs der Moderne positiv verknüpft mit neu, avantgardistisch, aber auch mit unfertig. Er deutet auf den urbanen Raum. Zentral ist für viele Beiträge auch der Begriff *underground*. Die Herausgeber beziehen ihn auf eine spezifische künstlerische Strategie, die in

ihrer Inszenierung von Verweigerung auch Pathos und Rotzigkeit sowie einen guten Schuss Infantilität einschloss (S. 12).

Die Beiträge werden in vier Abschnitten präsentiert. Der erste (*Verweigerungsspiele. Alltag, Sozialismus, Underground*, S. 23–152) ist experimentellen Kunstformen vor 1989/91 gewidmet. Im zweiten Abschnitt geht es um Ansätze, das „sozialistische Erbe“ in Theater, Literatur, Kunst und Architektur neu zu verhandeln (S. 153–261). Im dritten Teil behandeln fünf Beiträge „Blöd-Sinn“ (S. 263–374). Spielarten der Figur des Schelms stecken in unzähligen Narren, Idioten, Einfältigen und Verrückten. Schließlich gehen die Beiträge der vierten Sektion (*Art/Protest. Aktiv, Kritisch, Käuflich*, S. 375–492) auf kontroverse Positionen ein, mit denen um die „rechte Kunst“ und das „richtige politische Handeln“ gefochten wird. Damit kommt der Bogen, den der Sammelband zieht, an ein vorläufiges Ende: „Vom spielerischen Moment scheint nicht mehr viel übrig geblieben zu sein, wenn künstlerische Positionen aufeinander prallen, erst recht nicht, wenn staatliche Gewalten erneut beginnen, mit Regulativen und Sanktionen in das Spiel einzugreifen“ (S. 21).

Ich möchte im Folgenden auf einzelne Beiträge und Aspekte verweisen, die mir aus der Perspektive des Historikers besonders interessant erscheinen und zugleich die Breite der verhandelten Themen andeuten. Im ersten Abschnitt befasst sich RÜDIGER RITTER mit dem Jazz im Ostblock (S. 49–65). Jazz lasse sich nicht eindeutig einer offiziellen oder nicht offiziellen Kulturszene zuordnen, sondern habe zwischen spielerischer Verweigerung und staatlicher Instrumentalisierung gestanden. Kein einziger osteuropäischer Jazzmusiker habe offen Protest geäußert. Während die amerikanischen Akteure mit ihrem Setzen auf Jazz im Ostblock die Idee politischer Freiheit verfolgten, dominierte im Ostblock-Publikum selbst ein starker Wille nach persönlicher Freiheit. Die gesellschaftliche Kraft des Jazz sei deshalb aus der Möglichkeit erwachsen, individuelle Freiräume aufzubauen und sie zu erhalten. HEINKE FABRITIUS stellt ein Netzwerk von *underground*-Akteuren vor, das nach der Militärintervention von 1968 entstand (S. 66–83). GAL KIRN befasst sich mit dem neuen jugoslawischen Film der 1960er Jahre (S. 85–105). Junge Amateure und experimentelle Künstler thematisierten negative Auswirkungen der jugoslawischen Modernisierung. CHRISTINE GÖLZ schildert einen Skandal von 1971 (S. 106–128). Ein Londoner Verlag publizierte damals eine vorgeblich aus dem russischen *underground* stammende Story über das Supergirl Octobriana. Das Märchen von der Kiewer

politischen Pornografie bediente ideal das politische Feld des Kalten Krieges und eine provokant mit Sex und Nacktheit spielende westliche Kultur. Bereits nach einer Woche stand fest, dass es sich um eine Fälschung handelte. AGNIESZKA COUDERQ behandelte die Protestbewegung *Orange Alternative*, die in Polen mit der Form des Happenings gegen die Verhängung des Kriegsrechts protestierte (S. 129–152).

Im zweiten Abschnitt stellt LAURA BURLON Pawel Demirskis Konzept des engagierten Theaters vor (S. 155–173). Er benutzte kanonische Texte, um die Zuschauer zu aktivieren und zu verändern. Dazu bezieht er sie in die Reflexion der Normen und Regeln des Dramas ein. MATTEO SOLOMBIS fragt nach den Ursachen für das Revival des Partisanenthemas in der heutigen slowenischen Kunst und Literatur (S. 174–201). Linke Akteure nutzten die Tradition des Partisanenwiderstands für ihren neuen Kampf gegen Missstände der globalisierten Gesellschaft. Mehrere Beiträge wollen sich nicht mit der reinen Negativwertung der sozialistischen Moderne in der Architektur abfinden. Sie kritisieren die pauschale Übertragung westlicher Wertvorstellungen über die „Platte“ auf den Osten. Zunächst untersucht DOMINIK BARTMANSKIJ am Beispiel des Warschauer Kulturpalastes, „Wie man als kommunistische Ikone den Kommunismus überdauert“ (S. 202–221). Obwohl das Bauwerk geradezu als „Phallussymbol des Stalinismus“ für die sowjetische Dominanz über Polen stand, gelang es, einen neuen Zugang zu finden. Anders als der „Palast der Republik“ in Berlin war der Standort kein sakraler Ort. Die Ikonizität des Kulturpalastes konnte von der Popkultur in Szene gesetzt werden. MARY DELLENBAUGH setzt sich kritisch mit der Stigmatisierung Berlin-Marzahns auseinander. Sie führt die negative Konnotation der „Platte“ auf die „kulturelle Übernahme“ durch die aus dem Westen importierten Eliten zurück. Diese hätten ihre postmoderne Prägung mitgebracht und die semiotische Verknüpfung von Plattenbautechnik mit negativen sozialen Charakteristika auf die Neubauten von Marzahn übertragen. Dort seien die Plattenbauten aber weder Ergebnis des sozialen Wohnungsbaus noch soziale Brennpunkte gewesen, sondern vielmehr Wohnsitz einer politisch gut eingegliederten Elite (S. 222–237). Die Stigmatisierung erfolgte von oben, Presse und Bürokratie hätten daran einen entscheidenden Anteil gehabt. Auch SILVIU ALEDEA prangert die Transformationen der postsozialistischen Stadtlandschaften durch die aggressive Übertragung der Kommerzialisierung der Stadt und der westlichen Kulturideologie an (S. 238–261). Ihm geht es um eine grundsätzliche

Reflexion über die Rolle der Stadt, wobei er Funktionalität höher als ästhetische und historische Assoziationen bewerten will. Die sozialistische Moderne habe das Potential, als Anti-Gentrifizierungs- und Anti-Kommerzialisierungs-Strategie zu wirken.

Im dritten Abschnitt bezeichnet RAOUL ESHELMAN Narren als „Epochenträger“ der osteuropäischen Kultur (S. 265–281). Er illustriert das mit Figuren aus tschechischen und polnischen Filmen zwischen 2002 und 2005 und stellt fest, dass sich in den letzten 15 Jahren im östlichen Europa ein Narrentypus herausgebildet habe, der sich strukturell stark von den karnevalesken, psychotischen und diskursiv bestimmten Narren der Postmoderne unterscheide. REKA GULYAS wirft einen Blick auf Idioten, Verrückte und Narren in der ungarischen Filmkunst (S. 282–303). Für ihn ist das Narrentum schlicht eine Folgewirkung einer ernsthaft verrückten Welt. Der Narr, wie er in Tradition vor 1914 und während des Zweiten Weltkrieges entwickelt wurde, werde jetzt wieder aktiviert. ULRIKE HEINE behandelt die künstlichere Strategie des russischen Künstlerensembles *Blue Noses* und das kuratorische Konzept (S. 317–336). Die beiden Künstler präsentierten sich als naive Hinterwäldler und Trunkenbolde. Als neue „Gottesnarren“ ging es ihnen um die Dekontextualisierung von Symbolen. Sie posierten, nur mit Unterhosen und schwerem Schuhwerk bekleidet, auf Straßen und Plätzen Moskaus vor Sakralbauten. Nacktheit diene ihnen als Symbol der Mittellosigkeit und schutzloser Naivität. Ihre Ausstellung *SozArt. Politische Kunst in Russland* führte zu einer Klage wegen der Verletzung der Gefühle der Gläubigen.

Im vierten Abschnitt untersucht DAVID WILLIAMS am Beispiel des österreichischen Filmregisseurs Seidl, inwieweit die „voyeuristische“ Funktion von Sichtbarkeit vor allem eine raffinierte Strategie der Selbstvermarktung ist (S. 377–391). Er kritisiert Seidls Hang, Sex und Nacktheit explizit vorzuführen und Grausamkeit mit geopolitischen Obertönen zu versehen. STEPHAN KRAUSE stellt zwei ungarische Künstler vor, die durch inszenierte Naivität versuchen, Kritik an den politischen Verhältnissen unter der Regierung Orban zu üben und das national grundierte ungarische Geschichtsnarrativ anzugreifen (S. 392–418). Dabei decken sie die „instrumentalisierte Sprache des Politischen“ auf. HENRIKE SCHMIDT untersucht den Status des Obdachlosen in der bulgarischen Literatur der Transformationszeit (S. 419–443). Die Präsenz des Themas stehe in Umkehrrelation zum soziologischen Befund ihrer Unsichtbarkeit. Obdachlose dienten als Denkfigur in Zeiten prekärer Existenz. MATTHIAS

SCHWARTZ schildert künstlerische Artikulationsformen der „Plattenbau-Generation“ in Polen (S. 444–464). Junge Prosa und Drama machten die Wohnblocksiedlungen an den Stadträndern zum Inbegriff des Scheiterns. Der Begriff „bloki“ (Blockbewohner) stehe für Prügeleien mit Todesfolge, Drogenhandel und Arbeitslosigkeit. Das diene als Projektionsfläche für Schreckensvisionen und Angstphantasmen. Schließlich beschreibt MATTHIAS MEINDL am Beispiel der *Gruppe Vojna* spektakuläre Aktionen des neuen Kunst-Aktivismus und die interne Auseinandersetzung russischer Künstler mit diesen Happenings (S. 465–492). Die Vertreter des Moskauer Aktionismus der neunziger Jahre würden ihren jungen

Nachfolger vorwerfen, sich mit der Entgrenzung der Kunst in die Politik in eine Sackgasse zu manövrieren.

Der Band verdient durch seinen unkonventionellen Zugang Beachtung. Er präsentiert ein sehr breites Feld des künstlerischen Ausdrucks seit 1956. Die ausgewählten Kategorien erweisen sich als fruchtbar, um eine häufig umstandslos als „oppositionell“ eingestufte Kunstszene Osteuropas genauer zu differenzieren. Auf diese Weise kann nach nationalen Eigenheiten gefragt werden und die verschiedenen Motive der Künstler können auch jenseits des Politischen kontextualisiert werden.

Stephan Merl, Bielefeld

AGNIESZKA GAŚIOR / AGNIESZKA HALEMBA / STEFAN TROEBST (Hg.): Gebrochene Kontinuitäten. Transnationalität in den Erinnerungskulturen Ostmitteleuropas im 20. Jahrhundert. Köln, Weimar, Wien: Böhlau, 2014. 352 S., 63 Abb. = Visuelle Geschichtskultur, 13. ISBN: 978-3-412-22256-7.

Inhaltsverzeichnis:

<https://www.degruyter.com/downloadpdf/books/boehlau.9783412216948/boehlau.9783412216948.toc/boehlau.9783412216948.toc.pdf>

Der vorliegende Sammelband widmet sich „solche[n] Erinnerungsorte[n] Ostmitteleuropas, die einerseits national gedeutet werden, andererseits transnational geprägt sind.“ (Umschlagtext) Die Beiträge sind allesamt das Ergebnis einer 2006–2011 von Stefan Troebst geleiteten und von Agnieszka Gaśior koordinierten interdisziplinären Projektgruppe des Geisteswissenschaftlichen Zentrums Geschichte und Kultur Ostmitteleuropas (GWZO) an der Universität Leipzig, im derer Rahmen 2007 u. a. zwei internationale Konferenzen in Bautzen und Berlin wie auch ein thematisches Panel in New Orleans veranstaltet wurden. Nach einem Vorwort geben PATRICE M. DABROWSKI und STEFAN TROEBST in einem etwas ausgedehnten Beitrag (S. 17–72), bei dem es sich *nota bene* um eine 1:1-Kopie eines im selben Jahr publizierten eigenständigen, aber anders betitelten Büchleins handelt (PATRICE M. DABROWSKI / STEFAN TROEBST: Vom Gebrauch und Missbrauch der Historie. Geschichtspolitik und Erinnerungskulturen in Ostmitteleuropa und Südosteuropa (1791–1989). Leipzig 2014 = Working Paper Series. Global and European Studies Institute at the University of Leipzig, Bd. 7), einen thematischen Überblick zu Geschichts-

politiken und Erinnerungskulturen in Ostmittel- und Südosteuropa. DANIELA KOLEVA und STEFAN ROHDEWALD beleuchten in zwei anschließenden Aufsätzen die transnationalen Erinnerungsfiguren Kyrill und Method, an denen sich allem voran in der slawisch-orthodoxen Welt zahlreiche nationale Gründungsmythen orientieren. Beide eigneten sich hervorragend „[to] be instrumentalised for whatever national cause is ascendant at any given time, whether it be Orthodox Christianity, socialism, or, in recent years, a ‚Europeanisation‘ of Bulgarian national identity.“ (S. 87) Interessant ist hierbei die Ausformung unterschiedlicher und miteinander konkurrierender nationaler Referenzen auf die Brüder Kyrill und Method, etwa in Bulgarien und Makedonien.

Drei Aufsätze widmen sich im Folgenden dem in weiten Teilen Ostmittel-, aber auch Südosteuropas populären Marienkult als einem wichtigen identitätsstiftenden Orientierungsanker. MICHAELA SCHÄUBLE skizziert anhand der mannigfaltigen Marienkulte und -erscheinungen die visuelle Manifestation lokaler Erinnerung an Krieg und Gewalt in Kroatien. Dass der Marienkult auch außerhalb der römisch-katholischen Christenheit eine gewisse Virulenz besitzt zeigt AGNIESZKA HALEMBA auf, die die Marienverehrung in der ruthenischen griechisch-katholischen Eparchie Mukačeve vorstellt. TATIANA PODOLINSKÁ wiederum weist nach, dass auch unter den slowakischen Roma der hl. Jungfrau Maria große Bedeutung als „ethnic, cultural and religious marker“ (S. 146) eingeräumt wird.

Die Parallelen und Unterschiede in der deutschen und polnischen Heiligenverehrung der Hedwig von Schlesien stellt AGNIESZKA GAŚIOR in den Mittelpunkt ihres Beitrags. Von der piastischen Heiligen im Mittelalter über eine katholische Nationalheilige bzw.

ein Vorbild protestantischer Tugend in der Frühen Neuzeit bis hin zu einer „Brückenheiligen“ im deutsch-polnischen Versöhnungsprozess der jüngsten Vergangenheit hat die Figur der Hedwig von Schlesien bis heute „ihr symbolisches Potential“ bewahrt, „das auch künftig unter veränderten Bedingungen abgerufen werden kann.“ (S. 184)

Der Glorifizierung und propagandistischen Instrumentalisierung des moldauischen Fürsten Stefan des Großen durch die rumänischen Nationalkommunisten unter Nicolae Ceaușescu bzw. nach dem politischen Umbruch von 1989 widmet sich MIRELA-LUMINIȚA MURGESCU. Die rumänische Historikerin konzentriert sich hierbei vor allem auf Stefans des Großen idealisierte Darstellung im Film und in anderen Medien und seine Bedeutung für die irredentistische *România Mare*-Ideologie der rumänischen Nationalisten: „[Stephen the Great] is perceived as a Romanian symbol, and therefore Romanians are almost completely indifferent to the attempts of some politicians and intellectuals from the Republic of Moldova to appropriate Stephen as a symbol for a separate Moldovan statehood.“ (S. 196)

Den zweiten Themenblock der Aufsatzsammlung *Die Verortung der Nation – visuelle Strategien in der Erinnerungspraxis* eröffnen zwei Aufsätze zur ostmittel- und südosteuropäischen Bollwerkstopik. MALGORZATA MORAWIEC versucht in ihrem kurzen Aufsatz, „die verschiedenen Inhalte und Formen des Begriffes *antemurale* zu unterscheiden“ (S. 201). Gelungen ist hierbei der Hinweis auf die Zweipoligkeit der jeweiligen Bollwerksvorstellungen: „Während der *antemurale*-Mythos im Diskurs der Historiker eine weltanschauliche Haltung widerspiegelt, offenbart er im politischen Diskurs sein Janusgesicht. Er wird für verschiedene politische Zwecke instrumentalisiert.“ (S. 207) ANNE CORNELIA KENNEWEG hingegen geht explizit auf die kroatischen Bollwerksbilder ein und kontrastiert diese mit Europa- und Balkandiskursen im 20. Jahrhundert. An dem kroatischen (wie im Übrigen auch im Falle des polnischen oder ungarischen) *antemurale*-Topos zeige sich das Streben eines in kultureller Hinsicht lange Zeit an der (abendländisch-christlich-)europäischen Peripherie gelegenen Landes, seine Europäizität unter Beweis zu stellen. Die Auseinandersetzung mit den kroatischen Bollwerksdiskursen ermögliche „den Zugang zu Zusammenhängen, die nur auf den ersten Blick einfach erscheinen, beim näheren Hinsehen aber einen Bereich der Europa-Diskurse in Kroatien voller Widersprüche, Uneindeutigkeiten und Konflikte erschließen“ (S. 234).

Dass es in einem Staat auch durchaus miteinander konkurrierende Konzepte nationaler Identität geben kann, beweist ELENA TEMPER in ihrem Beitrag zu den antagonistischen Gründungsmythen in der unabhängigen Belarus. So wird vom belarussischen Staat eine in sowjetischer Tradition stehende Geschichts- und Erinnerungspolitik propagiert, die „den Sieg über die deutschen Besatzer im Zweiten Weltkrieg und insbesondere den Mythos von Belarus als Partisanenrepublik zum Gründungsmythos der modernen belarussischen Nation“ (S. 236) stilisiere. Ihren Gegenpol bildet der von der national gesinnten Opposition postulierte Mythos des Großfürstentums Litauen als erstem belarussischen Staat. Diese innerstaatliche erinnerungskulturelle Disparität scheint beim südlichen Nachbarn der Belarus noch ausgeprägter. JENNY ALWART weist in ihrem Aufsatz auf den in der Ukraine dominierenden Erinnerungstypus der „zwei Ukrainen“ hin, der „zwei einander ausschließende ideologische Projekte“ darstelle – einerseits den Europa zugewandten, sich an der frühneuzeitlichen Rzeczpospolita und der anschließenden Habsburgerherrschaft orientierenden Topos der rechtsdnjeprischen Westukraine, andererseits der sich an russischen Geschichtsbildern orientierenden Vorstellung einer Ost- und Südukraine als fester, da historisch und ethnisch legitimer Bestandteil Russlands. Alwart konzentriert sich hierbei auf das von Mykola Rjabčuk vorgebrachte Bild einer „dritten Ukraine“, die laut Letzterem „paradoxe[r]weise [...] die Spaltung in ‚zwei Ukrainen‘ verhindert“ habe. (S. 267) Alwarts wie auch Rjabčuks gutgemeinte Thesen scheinen aber mittlerweile von der Realität überholt worden zu sein, stand doch – angesichts der jüngsten Ereignisse rund um die Euromaidan-Bewegung, die russische Annexion der Krim oder den Bürgerkrieg in der Ostukraine – der unabhängige ukrainische Staat noch nie so nah vor einem Auseinanderbrechen in Ost und West wie jetzt.

Urbane Erinnerungsnarrative stehen im Zentrum der Abhandlungen von OLEKSANDR GRYTSENKO und IZABELLA MAIN. Ersterer schildert am Beispiel der westukrainischen Stadt Truskavec’ die transnationalen Verflechtung und ihre Auswirkungen auf regionale Kollektivgedächtnisse. Main hingegen zeichnet die Kommemorations- und Narrative zu den Arbeiterunruhen in Posen 1956 nach. Die zwei anschließenden und gleichzeitig auch letzten Beiträge des zweiten Themenblocks erörtern anhand zweier ausgewählter Beispiele den erinnerungskulturellen Nachklang des Realsozialismus in Osteuropa. DRAGOȘ PETRESCU geht hierbei auf die dichotome Resonanz der Ceaușescu-Ära in der rumänischen

Öffentlichkeit nach 1989 ein. ARNOLD BARNETZKY wiederum skizziert die weitläufigen Rekonstruktionen historischer Bauten in den Nachfolgestaaten der Sowjetunion als Ausdruck einer nationalen, zentralistisch gelenkten Erinnerungspolitik und verweist auf ihre Bedeutung als Idoneitätsnachweis staatlicher Unabhängigkeit: „Gerade in Ländern, die auf keine kontinuierliche eigenstaatliche Geschichte zurückblicken, kann der Rückgriff auf eine weit zurückreichende Vergangenheit durch Rekonstruktionen auch der historischen Legitimation politischer Souveränität dienen.“ (S. 327) Der Band schließt mit einem resümierenden Beitrag von STEFAN TROEBST mit Kommentaren von RUDOLF JAWORSKI und STEPHANIE SCHWANDNER-SIEVERS.

Den Herausgebern ist mit der vorliegenden Aufsatzsammlung ein bedeutender Beitrag zu der seit dem ausgehenden 20. Jahrhundert bis heute immer noch recht populären Erinnerungsforschung gelungen. Zwar mag der eine oder andere Beitrag angesichts ähnlicher Publikationen der letzten Jahren (JOACHIM BAHLCKE / STEFAN ROHDEWALD / THOMAS WÜNSCH (Hg.): *Religiöse Erinnerungsorte in Ostmitteleuropa. Konstitution und Konkurrenz*

im nationen- und epochenübergreifenden Zugriff. Berlin 2013; ANNE C. KENNEWEG / STEFAN TROEBST (Hg.): *Marienkult, Cyrillo-Methodiana und Antemurale. Religiöse Erinnerungsorte in Ostmitteleuropa vor und nach 1989*, Marburg (Lahn) 2009 = Themenheft der Zeitschrift für Ostmitteleuropaforschung 57,3 [2008]); STEFAN ZAMERSKI / KRISTA ZACH (Hg.): *Die Renaissance der Nationalpatrone. Erinnerungskulturen in Ostmitteleuropa im 20./21. Jahrhundert*, Köln, Weimar, Wien 2007) ein wenig redundant wirken, im Großen und Ganzen bietet der Sammelband aber viele neue Perspektiven auf die vielschichtige Thematik der Transnationalität in den Erinnerungskulturen des östlichen Mitteleuropas. Hervorzuheben ist vor allem die durchgehend gute Lesbarkeit und Textverständlichkeit der thematisch weit gestreuten Aufsätze, die trotz zumeist komplexer Zusammenhänge auch Laien einen Einstieg in die sich überlappenden Erinnerungsnarrative Ostmitteleuropas ermöglichen. Einzig das Fehlen eines für die schnelle Orientierung unerlässlichen Personen- und Ortsregisters mag den mehr als positiven Gesamteindruck trüben.

Paul Srodecki, Kiel

KINGA POZNIAK: *Nowa Huta. Generations of Change in a Model Socialist Town*. Pittsburgh: University of Pittsburgh Press, 2014. X., 227 S., 33 Abb., 1 Kte. = Pitt Series in Russian and East European Studies. ISBN: 978-0-8229-6318-9.

The cover photo shows a paradise: children playing “wild” in a plushy yard between just finished houses. This arcadia is contrasted by the propaganda photograph on page 28: clean dressed and well combed children playing marry-go-about under the surveillance of teachers in front of a modern and comfortable kindergarten. The town where this metamorphosis has taken place is Nowa Huta, which in the fifties of the 20th century became a model industrial town in the socialistic Polish People’s Republic. Only by looking on both photographs one could think about irreconcilable differences between official and private memories, one of the main topics in the book.

But remembering the past in this model industrial town is even more complicated when all positive memories about Nowa Huta became politically incorrect after the fall of socialism. As a project of the now-discredited socialist government Nowa Huta became extremely unpopular and is being remembered in the framework of the current hege-

monic national discourse of repression, resistance and inefficiency. Memories of another kind should be forgotten. But actually this programmatic wish cannot prevent the creation of alternative memories. Pozniak shows that Nowa Huta is a place with a contradictory and contested history and that many of these contradictions are physically inscribed and re-inscribed in the city space (p. 60). The good example is the newest map of the town: While the names of the main streets crossing the town were changed after “new” heroes (John Paul or Colonel Anders), the housing vicinities keep their unpolitical old names (Charming, Concordia et. al.), therefore both narratives seem to exist peacefully side by side. More complicate was the naming process in the case of the main square: first it was called Central Square, in 2004 renamed by Krakow’s city councillors (then from above) Ronald Reagan Square. This action led to massive local protest. Currently its name “reconciles” both narratives: Ronald Reagan Central Square.

In the socialist period, the history of Nowa Huta was presented by socialist propaganda as a big success. The town name refers to the steelworks named after Vladimir Lenin, built “from the seeds” on the margins of the cultural capital of Poland, Cracow, as a symbol of victory over backwardness and poverty

and of a complete rupture with the pre-socialist past. In connection with the steelworks a new and multifunctional city was created: housing, communal gardens, schools, a hospital, play-grounds, recreation areas and cultural institutions. The steelworks community functioned relatively well until the middle of seventies. Then the economic depression proceeded, accompanied by worker and inhabitant protests – religion provided the language and symbolism. In the 1980ties the steelworks became one of most important sites of *Solidarność*. After the fall of communism Nowa Huta underwent the shift from an industrial town to a postindustrial one: the steelworks got privatized and the town community is currently afflicted by unemployment, instability, privatization of services and cutting of public programs. Pozniak estimates that these increasing disadvantages were not seriously contested by memories about the secure socialist past because people accept neo-liberal ideas to a high degree – the cuttings are perceived as the price for technical modernization, efficiency and individual freedom. Nowadays the municipal administration tries to improve Nowa Huta's status by economic zoning and by creating of heritage sites, encouraging either establishing new industries or town revitalizing. Pozniak put the history of Nowa Huta in a more broad context of development from production to consumption, from industrialization and deindustrialization and of the shift from a Fordist to a post-Fordist organization of work with its narrative of flexibility, risk-taking and individual responsibility. She points out that "the story of Nowa Huta's steelworks can tell us much about how larger global historical processes [...] are variously adopted, adapted, negotiated and contested in local places and in relation to local histories" (p. 99).

Pozniak analyses the familiar and generational dimension of the memory building process, and mentions that generational experiences make the memories polyphonic. While the generation of new arrivals and first builders perceived the creation of the steelwork community as a success they identified with and benefited from, the second "indigenous" generation witnessed shortage combined with decline and protested against them. The current community leaders were active in the political opposition in the 1980s. The currently dominant narrative underlining repression, resistance and inefficiency mirrors their experiences. This narrative is strengthened by the competition for EU project funding: The people engaged "had to develop a common narrative on the

socialist past that meshes with the narrative that informs the work of E.U. institutions" (p. 62). The youngest generation tends to accept the representations of past produced by elders.

On the local level there exist some initiatives, e.g. two museums exhibiting histories of Nowa Huta. Positive accounts of the socialist period are generally missing there. Because of the discrediting power of any association with socialism local memory makers avoid mentioning the connection between the town and ideology and emphasize instead the hard work of its first residents. The exhibitions concentrate on the district's pre-socialist past. The second main narrative is that about resistance and the heroic role of the Catholic Church. Pozniak summarizes: "Public representations of Nowa Huta as a site of resistance to the socialist government feed into the currently hegemonic national narratives of the socialist period as a time of repression, resistance, and inefficiency." (p. 121) She notices a recent trend toward the decentralization of national collective memory that in future could help pluralizing the memories by taking in account specific experiences of residents in Nowa Huta, for whom living and working here was an opportunity and a life chance, for economic improvement, education and also social mobility. Pozniak contests the notion dismissing such memories as "nostalgia" and sees them as a possible "call for an 'alternative moral order'" (p. 152). Until now people who voice alternate memories are demonized, which is "a very effective strategy for preventing the emergence of alternative discourses that might seek to challenge the present political or economic arrangements" (p. 186). On the other side the lack of positive memories about a place negatively affects the sense of belonging to it.

Pozniak shows the connection between memories, generations and place in one particular town. While the Nowa Huta socialist architecture and urban planning indeed lost its negative image through its connection with international modernity, the positive memories about life in the socialist city did not. But as Pozniak underlines memory building is a negotiating process. Some Polish experts continually voice their discomfort with a hegemonic national narrative and state a widespread longing for alternative memories. The grief on lost social solidarity caused by neo-liberalism is also expressed. Is the time for positive Nowa Huta memories already coming?

Hanna Kozłowska-Witt, Rostock

ROBERT LUFT / MILOŠ HAVELKA / STEFAN ZWICKER (Hrsg.): Zivilgesellschaft und Menschenrechte im östlichen Mitteleuropa. Tschechische Konzepte der Bürgergesellschaft im historischen und nationalen Vergleich. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2014. XIV, 434 S. = Veröffentlichungen des Collegium Carolinum, 109. ISBN: 978-3-525-37306-4.

Inhaltsverzeichnis:

http://www.v-r.de/de/zivilgesellschaft_und_menschenrechte_im_oestlichen_mitteuropa/t-0/1011531/

Das vorliegende Werk ist ein Sammelband, der aus einem Forschungsprojekt am Münchener Collegium Carolinum (2003 bis 2005) erwachsen ist und Projektstudien sowie die Beiträge zweier Tagungen in Prag (Februar 2005) und Bad Wiessee (April 2005) enthält.

Das Verhältnis von Gesellschaft und Staat wird schon seit der Aufklärung diskutiert. Ziel des Bandes, ein Ergebnis des Projekts *Tschechische zivilgesellschaftliche Konzepte*, ist es, komparative Untersuchungsergebnisse zu „Grundbegriffen des politischen Denkens“ herauszuarbeiten. Die Herausgeber machen dabei deutlich, dass nicht nur neuere Debatten und Konzeptionen zum Themenfeld Zivil- und Bürgergesellschaft im östlichen Europa vorgestellt, sondern auch auf „ältere Diskurse zu Menschen- und Bürgerrechten in den böhmischen Ländern, wie auch in benachbarten Regionen aufmerksam gemacht werden soll. So kommen hier mehrere weitgehend unbekannte Denker zu Worte. Eine ganze Reihe tschechischer zivilgesellschaftlicher Schlüsseltexte aus den Jahren von 1848 bis 1980 wurde erstmals ins Deutsche übertragen und im Quellenteil des Bandes wiedergegeben.“ In der Einführung werden dann die einzelnen Begriffe im historischen Kontext definiert.

Der erste Abschnitt des Buches ist den zivilgesellschaftlichen Konzepten vor und nach 1989 gewidmet. Der methodologisch einführende Text (*Zivilgesellschaft und Staat im aktuellen Diskurs*) von KAREL B. MÜLLER, der sich schon lange im Rahmen der politischen Soziologie auch mit der Zivilgesellschaft beschäftigt, versucht hier, in übersichtlicher Form die Beziehungen zwischen Zivilgesellschaft und demokratischem Staat in ihrer Komplexität darzulegen. An ihn knüpft MILOŠ HAVELKA mit dem Thema nichtpolitische Politik vor und nach 1989, an. Der Begriff „nichtpolitische Politik“ wurde im Laufe der Zeit in der Tschechischen Republik ein Klischee. Mi-

loš Havelka versucht, das ganze Konzept der „nichtpolitischen Politik“ neu zu interpretieren und in einen Kontext moderner tschechischer Geschichte zu integrieren. In diesem Zusammenhang durfte auch die Inspiration Václav Havels durch den Philosophen Jan Patočka nicht vergessen werden. VÁCLAV ŽÁK (*Der Streit um die Zivilgesellschaft*) verleugnet seine politisch-publizistische Prägung nicht. Der Kern seines Beitrages sind aktuelle Reflexionen. Auch die Wissenschaft hat eine soziale Rolle in der Gesellschaft, wie KAREL MÜLLER zeigt (*Wissenschaft zwischen Staat und Zivilgesellschaft*).

Weitere Beiträge des Abschnittes beziehen sich auf konkrete Ereignisse und Persönlichkeiten. VILÉM PREČAN (*Die Wiederentstehung der Bürgergesellschaft*) befasst sich zuerst allgemein mit der Bürgergesellschaft in ihrer Beziehung zum kommunistischen Totalitarismus. Detailliert verfolgt er die bürgerliche Emanzipation („moralische Revolution“ in den Worten des Autors) der 70er und 80er Jahre in der Tschechoslowakei, der er selbst aus dem Exil behilflich war. Die demokratische Revolution von 1989 sieht er als „unerwartete Gabe der Geschichte“. Die gleichzeitige Rolle des „Zeitzeugen“ ist im Text deutlich spürbar. Eine bedeutende Persönlichkeit des slowakischen Dissenses war Milan Šimečka. Sein Demokratiekonzept beschreibt der Literaturhistoriker und Politiker PETER ZAJAC. Mit den Dilemmata der Zivilgesellschaft in der aktuellen demokratischen Gesellschaft befasst sich RADIM MARADA (*Civil Society Representing and Represented. Civic Ethos versus Organizational Identity*). MAREK SKOVAJSA (*Zu einigen Konflikten in der Kultur der Postkommunistischen Bürgergesellschaft. Am Beispiel der Tschechischen Republik*) versucht aus einer etwas anderen Sicht als Marada die Konflikte in der tschechischen Bürgergesellschaft zu beschreiben. Er betont aber, dass es sich nicht um Konflikte handle, die unüberwindbare Hindernisse für die weitere dynamische Entwicklung der tschechischen Bürgergesellschaft darstellten. Eine wichtige komparative Studie zur tschechischen (tschechoslowakischen) Entwicklung der Bürgergesellschaft präsentiert STEFAN GARSZTECKI (*Politische und zivilgesellschaftliche Theorien und Konzepte im polnischen Dissens unter dem Kommunismus und seine Fortführung nach 1989*) am Beispiel Polens. Beide Autoren stellen eine schwache Konstitution der beiden Bürgergesellschaften fest. JAN SOKOL sieht als einen der Schwerpunkte seines kurzen Beitrages („Bürger“ und „Občan“. *Zu Eigenheiten der tschechischen Zivilgesellschaft*), „sichtbare Parallelen und Ähnlichkeiten bei der tschechischen Variante der Zivilgesellschaft und den Gesellschaften der Nachbarländer darzulegen ...“ an. Es handelt

sich aber eher um einen kurzgefassten Überblick der Entwicklung der nationalen Bürgergesellschaft seit dem 19. Jahrhundert. Mit dem Artikel *Darwin oder Kant? Anmerkungen zum Thema Sozialdarwinismus und Menschenrechte* vom BEDŘICH LOEWENSTEIN endet der erste Teil des Bandes. Auf einen allgemeinen Einblick ins die Problematik folgt ein interessanter Exkurs zu einigen Reflexionen des „Biologismus“ im tschechischen Denken vor dem Ersten Weltkrieg.

Der zweite Abschnitt ist den „historischen Wurzeln“ des aktuellen Themas gewidmet KAREL MALÝ befasst sich mit der Situation der Bürgerrechte in der Habsburgermonarchie (*Die allgemeinen Rechte der Staatsbürger in Österreich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts*). Man kann nicht voraussetzen, dass es sich in der Habsburgermonarchie (nicht nur dort im 19. Jahrhundert!) um eine moderne Fassung der Bürgerrechte handelte; die Staatsinteressen hatten grundsätzlich Vorrang. STEFAN ZWICKER untersucht in seinen folgenden zwei Beiträgen (*Zivilgesellschaftliche Elemente und Programmatik in der politischen Publizistik Karel Havlíček Borovskýs und Zivilgesellschaftliche Elemente in der tschechischen Publizistik und der Programmatik nationaler tschechischer Parteien von 1860 bis 1890*) konkrete Elemente des zivilgesellschaftlichen Denkens der tschechischen Gesellschaft. ROBERT LUFT (*Zivilgesellschaftliche Praxis in den böhmischen Ländern des 19. Jahrhunderts*) verfolgt die Entfaltung der Elemente einer Zivilgesellschaft in der Habsburger-

monarchie bis 1914. Trotz ihrer Schwäche könne man nach den Reformen von 1867 in den böhmischen Ländern von der Entstehung einer vielgestaltigen Zivilgesellschaft sprechen.

Der dritte Teil des Bandes stellt, wie schon oben erwähnt, Schlüsseltexte von tschechischen Theoretikern vor, beispielsweise von Václav Benda, Karel Čapek, Václav Černý, Karel Havlíček Borovský, Emanuel Mandler, Tomáš G. Masaryk, Jiří Němec, Jan Patoka, Ferdinand Peroutka, Emanuel Rádl und Ludvík Vaculík.

Der Band bietet ein breites Kompendium von Texten von reiner Theorie über historische Analysen zwischen dem 19. Jahrhundert und der Gegenwart bis zu rein subjektiven Reflexionen. Oft handelt es sich um überarbeitete und ins Deutsche übersetzte ältere Beiträge. Das Ziel, einen zusammenfassenden Überblick über die Thematik darzustellen, wird erreicht. Vielleicht wäre es aber gut gewesen, noch mehr Historiker zu beteiligen, darunter nicht nur Experten für das 19. Jahrhundert (hier ist noch einmal der inspirierende Beitrag von ROBERT LUFT zu erwähnen), sondern auch für die nachfolgenden Zeitabschnitte. Zum Schluss sei auch noch an den Verfasser des exzellenten Buches *Die tschechische Gesellschaft 1848–1914* (I–II, Wien 1994), Otto Urban, erinnert.

Kristina Kaiserová, Ústí nad Labem

GUNTIS ŠMIDCHENS: The Power of Song. Non-violent National Cultures in the Baltic Singing Revolution. Seattle: University of Washington Press, 2014. 446 S., 17 Abb., 1 Kte. = New Directions in Scandinavian Studies. ISBN: 978-0-295-99452-9.

Am Ende dieses faszinierenden Buches, in der letzten Fußnote, gibt es eine Liste von 65 Personen, die, wie der Autor, Professor für „Baltic Studies“ an der University of Washington in Seattle, nicht zu Unrecht feststellt, selbst Historiker der baltischen Staaten kaum je nennen würden (S. 408). Es handelt sich um die Autorinnen und Autoren der Lieder, die während der so genannten Singenden Revolution in Estland, Lettland und Litauen populär waren, darunter auch 27 Namen aus dem späten 19. und frühen 20. Jahrhundert. Šmidchens ist es gelungen, diese Lieder, die aus der *perestrojka* in den baltischen Sowjetrepubliken die „Singende“ Revolution machten, zum Sprechen zu bringen, denn mehr noch als die baltischen Sängerinnen und Sänger sind sie es,

die im Mittelpunkt seiner Studie stehen. In seiner Sicht waren es tatsächlich die Lieder – und die Praxis des Singens –, die den Geist des gewaltfreien Widerstands auf die Menschen übertragen hätten, so dass letztlich die Sowjetmacht entwaflnet worden sei; die Antwort auf die Frage, warum die sowjetische Seite nicht doch mit einer Militäraktion kurzerhand die alte Ordnung wiederhergestellt hat, eine Möglichkeit, die Šmidchens durchaus anspricht, muss er jedoch schon deshalb schuldig bleiben, weil ihn die politischen Entwicklungen der Zeit nur am Rande interessieren. Somit liefert dieses Buch nicht die ultimative Geschichte der baltischen Unabhängigkeitsbewegungen: Die „Singende Revolution“ auf eine Konfrontation „between civilians and the armed soldiers of a military superpower“ (S. 134) zu reduzieren, trifft vielleicht das Bild dieser Jahre im kollektiven baltischen Gedächtnis, hat aber mit der Komplexität der historischen Situation wenig zu tun.

Wenn der Gesamteindruck dennoch deutlich positiv ausfällt, liegt dies auch am Autor. Für seine Studie bringt Šmidchens die besten Voraussetzungen

mit, da er alle drei Sprachen der Region beherrscht. Das übliche Problem, dass in Gesamtdarstellungen aller drei Länder eines überproportional behandelt wird, tritt daher hier nicht auf, ohne dass die Unterschiede zwischen den drei Kulturen dabei verwischt werden. So wechselt Šmidchens souverän zwischen den drei Schauplätzen, wobei er immer wieder auf seine eigenen folkloristischen Feldforschungen zurückgreift. Das Smithsonian Folklife Festival in Washington 1998, auf dem Ensembles der drei baltischen Staaten auftraten und die Lieder der Singenden Revolution erinnerten, dient ihm als Ausgangspunkt für seine Reise in die Welt der Lieder, deren Texte hier in exzellenten englischen Übersetzungen in die Narration einfließen. Wie der Autor selbst weiß, ist dies nur ein schwacher Ersatz dafür, sie in der eigenen Muttersprache öffentlich zu singen, doch nimmt er für sich den Herder'schen Ansatz in Anspruch, „(to) publish songs in a way that would extend their effects to his readers“ (S. 25). Das ist jedoch höchstens auf der semantischen Ebene möglich, die der Autor dann auch eingehender analysiert als etwa die musikalische oder emotionale.

Dies gelingt ihm recht anschaulich im Kapitel über die Rolle der Musik im aufkommenden Nationalismus in den Ostseeprovinzen des Russländischen Imperiums in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, auch wenn er sich kaum um eine Erklärung des Phänomens an sich bemüht und lapidar auf Arbeiten von Anthony Smith und Benedict Anderson verweist. Ein anschließendes Kapitel über vor allem litauische Kriegslieder schlägt dann einen Ton an, der prägend für die Studie ist: Fast alle Lieder, die Ende der achtziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts gesungen worden sind, hätten persönliche Emotionen von Leben und Tod im Kontext des „national struggle“ besungen und – wie ihre Interpreten – „a gentle identity based on love, even in war“ bestätigt (S. 134). Trotz dieses Befundes ist sich auch Šmidchens realistischere nicht sicher, wie viel letzten Endes dazu gefehlt hat, dass es in Extremsituationen auch zu Gewalt von baltischer Seite gekommen wäre, was dann möglicherweise zu weiteren militärischen Aktionen des Zentrums hätte führen können. Nun behauptet Šmidchens auch nirgendwo, die Lieder hätten Krieg verhindert; man darf ihn aber so verstehen, dass sie es waren, die die letztlich erfolgreiche Form des friedlichen Widerstands ermöglicht haben – auf den estnischen Liederfesten seien seit 1869 nur zwei Lieder gesungen worden, die zur Gewalt gegen Feinde aufriefen: die Zaren- und die stalinistische Sowjethymne (S. 113).

In seinem Kapitel über die Musik der baltischen Sowjetrepubliken konzentriert sich Šmidchens auf die jeweiligen Republikshymnen und die Lieder, die auf den alle fünf Jahre stattfindenden nationalen Liederfesten zu Erinnerungsorten einer nicht-sowjetischen Heimat wurden. Mit Rückgriff auf Václav Havel's „Leben in der Lüge“, welches die soziale Alternative des „Lebens in Wahrheit“ schon in sich trägt, behauptet er, die Singende Revolution habe bereits in den späten vierziger Jahren des 20. Jahrhunderts eingesetzt, als auf den ersten dieser nationalen Massenveranstaltungen nicht-sowjetische sowjetischen Liedern gegenüberstanden. Die sowjetische Dekoration dieser Feste habe nicht verschleiern können, dass es beim Singen nie darum gegangen sei, dem Regime gegenüber Loyalität auszu-drücken. Singen sei ein Mittel zur Rehabilitation aller Werte gewesen, die Havel für die von der „Macht der Machtlosen“ angestrebten Reformen veranschlagt habe (S. 159).

Dementsprechend sind die drei Kernkapitel des Buches auch mit *Living within the truth* überschrieben: in der Chormusik, in der Rockmusik und im Folk. Hier ist der Autor in seinem Element, denn so emphatisch und kenntnisreich hat noch niemand das Repertoire der Singenden Revolution dargestellt, doch schließt er die Vorgeschichte seit den sechziger Jahren stets mit ein. Dabei kommen auch Unterschiede zur Sprache: Vor allem in Estland sei die Rockmusik Triebfeder gewesen, während in der Litauischen SSR seit den siebziger Jahren die Beschäftigung mit ‚authentischer‘ Volksmusik weite Kreise erfasst habe und auch – im Gegensatz zur Lettischen SSR – von der akademischen Wissenschaft unterstützt worden sei. Leider versäumt es Šmidchens, auf parallele Entwicklungen der Brežnev-Jahre im russischen Kernland der UdSSR einzugehen; entsprechende Verweise auf die Arbeiten von Alexei Yurchak oder Laura Olson werden nur kurz in den Anmerkungen verarbeitet. Eine Abhandlung über den gesamtsovietischen kulturellen Rückgriff auf authentische Traditionen gerade im Bereich der Folklore seit den siebziger Jahren wäre eine interessante Forschungsaufgabe für die Zukunft.

Insgesamt nimmt der Autor seinem Gegenstand gegenüber eine deutlich sympathisierende Haltung ein. Er behauptet dabei sogar – gegen die üblicherweise geäußerte Skepsis, der motivierende Enthusiasmus der musikalischen Veranstaltungen des Jahres 1988 sei schon bald im Schatten der politischen Konflikte zwischen Peripherie und Zentrum von einer lähmenden Ernüchterung abgelöst worden –, der eigentliche Höhepunkt der Singenden Revolution

seien die komplett de-sowjetisierten Liederfeste des Jahres 1990 gewesen (S. 318). Die Lieder hätten die Emotionen weitergetragen, derer sich die Politiker immer wieder versichert hätten. Aus der speziellen Perspektive, die von Šmidchen meisterhaft ausgelotet worden ist, und ohne die keine zukünftige Darstellung dieser Zeit wird auskommen können, mag dies sicher stimmen. Aber seine Sichtweise ist ein Blick zurück auf einen glanzvollen Erfolg des friedlichen Widerstands. Dieser Blick suggeriert eine nationale Einheit innerhalb der Esten, Letten und Litauer, die wohl tatsächlich nur in der vagen Zielvorstellung der Loslösung von der UdSSR bestand. Denn darüber, was mit den ethnokulturell erweckten Emotionen

konkret in Hinsicht auf die Erreichung (mehr noch: die Ausgestaltung) dieses Zieles anzufangen war, herrschte eben keine Einigkeit. Und Lieder setzen keine politischen Reformen um.

Und dennoch ist *The Power of Song* bei weitem das inspirierteste und aufschlussreichste Werk, das bislang über die „Singende Revolution“ erschienen ist. Zwar fehlt dem Buch die audiovisuelle Dimension, doch kann man sich dank dem beigelegten ausführlichen Verzeichnis der Lieder mit Hilfe der einschlägigen Dienste im Internet zumindest einen ersten Eindruck verschaffen.

Karsten Brüggemann, Tallinn

ECKEHARD PISTRICK / NICOLA SCALDAFERRI / GRETTEL SCHWÖRER (Hrsg.): Audiovisual Media and Identity Issues in Southeastern Europe. Newcastle upon Tyne: Cambridge Scholars Publishing, 2011. IX, 325 S., Abb.. = . ISBN: 978-1-4438-2930-4.

Die Schrift hat seit der Erfindung von Fotografie, Film und Schallplatte viel von ihrer überragenden Stellung als Wissensspeicher eingebüßt; gegenwärtig treiben Digitalkameras und Smartphones diese Entwicklung auf neue Höhen. Die Geistes- und Sozialwissenschaften reagieren zwiespältig – teils mit Ablehnung, teils mit Ausdifferenzierung in eher schrift- und eher medienorientierte Sparten. Die Anthropologie als gegenwartsorientierte Disziplin ist hier fraglos weiter als die Geschichtswissenschaft. Sie sammelte audiovisuelle Daten, sobald die Technik dies zuließ; außerdem war sie von Beginn an sensibel für den nicht-schriftlichen Selbstausdruck der untersuchten Kulturen. Dennoch gibt es auch hier eine Tradition, Ethnographie als „written discourse“ (S. 15) aufzufassen, wie Nikola Scaldaferri in seinen theoretischen Reflexionen kritisiert.

Scaldaferri und seine Mitherausgeber Eckehard Pistrick und Gretel Schwörer wollen daher erkunden, wie Feldforscher und Beforschte audiovisuelle Medien zur Konstruktion von Identitäten nutzen bzw. in der Vergangenheit genutzt haben (S. 2). Damit hinterfragen sie einerseits in guter anthropologischer Tradition den konventionellen Blick auf das „Volk“, das von wissenschaftlichen wie politischen Eliten häufig von oben herab homogenisiert, kategorisiert und auf eine bestimmte Identität festgelegt wird. Andererseits betonen sie, dass audiovisuelle Aufnahmen immer mehr zu einem Instrument in der Hand von Alltagsmenschen werden, die sich auf diese Wei-

se ein Stück Deutungshoheit über ihre Identität zurückholen. Wie ECKEHARD PISTRICK einleitend schreibt, soll der Band den Blick weglenken von der in Geschichts- und Politikwissenschaft beheimateten Makroperspektive hin zu komplementären Mikroperspektiven, weg von den bekannten Großnarrativen über Südosteuropa und hin zu einer reflexiven Sicht, die Mikro- und Makro-, Binnen- und Außenperspektiven zusammenbringt (S. 5).

Diesen Anspruch löst das Werk im Wesentlichen auch ein. Die insgesamt 18 Beiträge sind überwiegend von guter Qualität, und obwohl die zu grobe inhaltliche Aufgliederung des Bandes in zwei Teile (I: *The Field, the Senses and the Media*; II: *Constructing Southeastern Europe through Sounds and Images*) nur wenig Orientierung stiftet, so gibt es doch starke inhaltliche Verbindungen, so dass die bei Sammelband-Lektüren häufige Sehnsucht nach mehr inhaltlicher Kohärenz kaum aufkommt – die großen Linien erschließen sich leicht.

Ein wichtiges Thema ist die staatliche Vermachtung von Klängen und Bildern. In diese Richtung geht der empirisch dichte Text von CHRISTIAN MARCHETTI über die Albanien-Expedition des österreichischen Volkskundlers Arthur Haberland während des Ersten Weltkriegs. Haberland glaubte an die „Objektivität“ von Fotografien und machte sich gleichzeitig an den bildlichen Nachweis, dass die Integration bestimmter Territorien in die Habsburgermonarchie durch tiefe Kultureinflüsse aus dem Norden gerechtfertigt sei. ARIS ANAGNOSTOPOULOS zeigt anhand von Fotografien der kretischen Hauptstadt Iraklio zu Anfang des 20. Jahrhunderts, wie sehr politische Ordnungsvorstellungen den Blickwinkel der Fotografen bestimmen können. Als Kreta 1898 internationales Protektorat wurde, verbreiteten lokale Postkarten-Fotografen die Vision ei-

ner aufgeräumten, auf ihr politisches Machtzentrum ausgerichteten Stadt und blendeten das „wuselige“ Erbe der osmanischen Mahalas systematisch aus. Besonders intensiv vermachtet waren Familienfotografien im sozialistischen Albanien, wie GILLES DE RAPPER und ANOUCK DURAND in ihrem sorgfältig recherchierten Artikel zeigen. Private Fotoapparate waren selten, die staatlichen Fotografie wurde strikt hierarchisch organisiert und auch kontrolliert – im Verein mit ideologischen Vorgaben verengte sich der Darstellungskanon privater Fotoalben extrem.

Mit größerer Nähe zur Gegenwart wird aus der audiovisuellen Vermachtung tendenziell ein Graswurzel-Phänomen. Wie sehr sich der Umgang mit Bildern seit dem Ende des Sozialismus gewandelt hat, zeigt ECKEHARD PISTRICK am Beispiel Südalbanien. Als eine deutsch-albanische Expedition 1957 das musikalische Erbe der Region dokumentieren wollte, nahm man wenig Rücksicht auf die Befindlichkeiten der Bevölkerung, sondern ließ Sänger aus entlegenen Dörfern herbeischaffieren, setzte sie vor einschüchternde Aufnahmegeräte und erwartete, auf diese Weise „authentisches“ Material in bester Tonqualität zu erhalten. Als Pistrick selbst 2008 in die Region reiste, zückte nicht mehr der Fremde, sondern der einheimische Informant zuerst die Kamera, um damit das internationale Interesse an der lokalen Kulturtradition zu dokumentieren. Aus einer fremden Technik in der Hand von Eliten ist damit auch ein Instrument zur Selbstdarstellung und Selbstvermarktung geworden.

Das zeigen auch andere Beiträge zu südosteuropäischen Gegenwart. PANAYOTIS PANOPOULOS macht deutlich, wie private Videoaufnahmen des Karnevals im griechischen Dorf Skyros das Ereignis aus sehr persönlichen Blickwinkeln darstellen und damit auch die Repräsentation im griechischen Staatsfernsehen unterlaufen. FILIPPO BONINI BARALDI berichtet, wie er in der zentralrumänischen Romagemeinde Ceuaș von Dorfbewohnerinnen aufgefordert wurde zu filmen, welche von ihnen bei Begräbnissen am meisten weine – auch um gegenüber der Außenwelt die besondere Pietät der Roma nachzuweisen. ANDREAS HEMMING schließlich illustriert, wie Photoshop den Menschen in der nordalbanischen Region Mirdita ungeahnte Möglichkeiten visueller Selbstkonstruktion eröffnet – sei es, indem man Köpfe vertauscht, Schwarz-Weiß-Fotos nach eigenem Gusto koloriert oder den Urgroßvater nachträglich in einen modischen Anzug steckt (S. 266).

Kreativität spielt auch bei einer Ausstellung über den griechischen Bürgerkrieg im Dorf Kefalochori eine Rolle, über die ANTONIO MARIA PUSCEDDU

schreibt. Die Erinnerung an den Bürgerkrieg ist nach wie vor kontrovers und taugt wenig zur lokalen Sinnstiftung – worauf die Organisatoren mit einer Teilung der Ausstellung in einen politischen und einen ethnografischen Abschnitt antworten. Ersterer wendet die staatliche Geschichtspolitik des moralischen „Proporzes“ zwischen den Bürgerkriegsparteien auf die lokale Ebene an, letzterer sorgt mit einer Idyllisierung des Hirtenlebens für ein beruhigendes Gefühl von Harmonie und Kontinuität.

Auch beim Thema Volksmusik orientieren sich die Beiträge an der Frage, ob es hier eher um verordnete Identitätspolitik oder um lokalen Selbstausdruck geht. MARICA ROMBOU-LEVIDI belegt in ihrer Studie zu einem Volkstanz-Ereignis in Griechisch-Makedonien, dass die slawische Minderheit sich äußerlich den Vorgaben der griechischen Kulturpolitik fügt, ehemals slawische Stücke auf Griechisch vorträgt und dabei behauptet, man habe sie schon immer auf Griechisch gesungen. Gleichzeitig werden die slawischen Originale mitunter besser beherrscht und auch freier vorgetragen, allerdings nur in der intimen Binnenkommunikation. YVES DEFRANCE zeigt durch seinen Vergleich zwischen bulgarischen und korsischen Volksmusik-CDs, dass staatliche Kulturpolitik hier in sehr unterschiedlicher Weise gewirkt hat – während sich das sozialistische Bulgarien systematisch der Volksmusik annahm, sie „standardisierte“, Chorsänger klassisch ausbildete, moderne Arrangements schuf und die so entstandene Hybridform international vermarktete, blieb die korsische Minderheit innerhalb Frankreichs auf sich gestellt, was sich negativ auf den Ressourcenzugang, aber positiv auf die Ursprünglichkeit auswirkte. An diesen Punkt schließt sich VESELKA TONCHEVA an, wenn sie die Einmischung des bulgarischen Staatsfernsehens in die Folkloreproduktion kritisiert – als Einebnung lokaler Besonderheiten und als pseudo-authentische Konstruktion nationalen Wesens. Wie so oft wirkt hier der jugoslawische Weg ‚sympathischer‘. ANA HOFMAN zeigt in ihrem starken Text über ein Festival im slowenischen Zwischenmurgebiet, dass Folklore im sozialistischen Jugoslawien mehr war als ein von oben erdachtes, propagandistisches Projekt. Sie betont die Rolle lokaler Akteure und skizziert einen spezifisch jugoslawischen Umgang, welcher der Folklore ihren lokalen Zusammenhang und ihre lokale Dynamik beließ.

Wenn den Historiker etwas an diesem anthropologischen Sammelband stört, sind es die gelegentlichen Entgrenzungen zwischen Beobachter und Gegenstand. Zweifellos müssen sich Feldforscher tief auf Situationen vor Ort einlassen – aber dann auch

wieder Abstand finden, um die Ergebnisse angemessen reflektieren zu können. Dieses Problem erscheint bei ERAN LIVNI nicht gut gelöst. Er schreibt durchaus interessant über ein Roma-Festival im bulgarischen Stara Zagora, widmet sich dann aber ganz der Kritik eines lokalen Aktivisten, weil dieser lieber sitzend als entgrenzt tanzend, „orientalisch“ wirkendes Publikum fotografiert sehen will. Quasi in Fortsetzung eines Streitgesprächs aus dem Feld moniert Livni, der Roma-Funktionär unterwerfe sich auf diese Weise dem herrschenden Diskurs über Roma in Bulgarien – wo doch selbst Livnis eigene Fotos dokumentieren, dass offenbar die große Mehrheit des Publikums gediegen auf Stühlen sitzt wie bei einem klassischen Konzert. Sehr in ihr Thema involviert sind auch die Sozialwissenschaftler DANIEL ŠUBER und SLOBODAN KARAMANIĆ. Sie vertreten die These, dass das politische Establishment in Serbien sich seit dem Sturz Miloševićs im Jahr 2000 inhaltlich wie ikonographisch auf die Nationalisten und Rechtsradikalen zubewegt habe. Problematisch ist weniger der damit implizierte Vorwurf an die etablierten Parteien des Landes, sondern die Leichtfertigkeit in der Empirie, die auf eine kämpferisch-vorgefasste Meinung schließen lässt. Zum ‚Beweis‘ ihrer These wählen die Autoren unter mehr als 1000 Umbenennungen von Belgrader Straßen ganze acht aus, von denen sich fünf auf serbische Monarchen beziehen und damit noch nicht einmal zwangsläufig als ‚nationalistisch‘, sondern auch als Verweis auf eine Staatstradition gedeutet werden können. Auch sonst nehmen sie es mit Daten nicht

sehr genau – etwa wenn sie das Wirken des kroatisch-slowenischen Bauernführers Matija Gubec vom 16. in das 19. Jahrhundert verlegen.

Ein eigenwilliges Entgrenzungsphänomen ist schließlich der Text der serbischen politischen Aktivistin NELA MILIC. Sie stellt ihr multimediales Archiv des Widerstands gegen Milošević vor und bejaht ganz bewusst die Einheit von politischer Teilnahme, Datensammlung, Analyse und künstlerischem Schaffen – was sie alles selbst durchführen will. Wo das eine beginnt und das andere aufhört, ist überhaupt nicht mehr zu erkennen und interessiert die Autorin auch nicht. Wer mit dem radikalen Poststrukturalisten Jean Baudrillard alle Phänomene und damit auch Archive als „vollkommen gasförmig“ (S. 314) deklariert, hat damit selbstverständlich keine Probleme. Sofern aber begriffliche Klarheit eine Grundlage von Wissenschaft bleiben soll, ist dieser Ansatz sehr problematisch, allen pseudo-informierten Phrasen wie „fluidity of memory“ oder „postcolonial and subaltern voices“ zum Trotz. Unerfreulich ist auch LORENZO FERRARINIS Porträt einer serbischen Musikerfamilie. Hier fällt das Missverhältnis zwischen ausführlichen theoretischen Postulaten und empirischer Dürre auf, die nicht zuletzt daher rührt, dass Ferrarini weder die notwendige Zeit noch die notwendigen Sprachkenntnisse für eine Feldforschung mitbrachte.

Dem insgesamt erfreulichen Gesamtbild des Bandes können diese Schattenseiten aber nichts anhaben.

Klaus Buchenau, Regensburg

FELIX JAITNER: Einführung des Kapitalismus in Russland. Von Gorbatschow zu Putin. Hamburg: VSA, 2014. 174 S. = ISBN: 978-3-89965-622-0.

Nach dem Scheitern von Gorbatschows Reformen und dem Ende der Sowjetunion zu Beginn der 90er Jahre hatte das Interesse an der aus der Union hervorgegangenen Russischen Föderation rasch nachgelassen. Mit der Übernahme von Demokratie und Marktwirtschaft schien sie transformatorisch auf dem rechten Weg.

Die jüngsten Ereignisse in der Ukraine, die Besetzung der Krim, nicht zuletzt die vom Westen verhängten Wirtschaftssanktionen haben die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit wieder stärker auf Russland, auch auf die Funktionsweise seiner Ökonomie gerichtet. Da kommt das Buch des an der Universität Wien lehrenden Politikwissenschaftlers gerade recht.

Seine Beschreibung der politischen und ökonomischen Entwicklung der Sowjetunion und ihres Nachfolgestaates umfasst den Zeitraum von Anfang der 80er Jahre bis zu Machtübernahme durch Putin.

Im ersten Kapitel skizziert Jaitner kurz die sich seit den 70er Jahren herausbildende Krise in der Sowjetunion, in der Brežnev-Ära allgemein als Stagnationsperiode empfunden, die Mitte der 80er Jahre ihren Höhepunkte erreichte und für deren Bekämpfung Gorbatschow ein Mandat erhielt. Jaitner sieht sie als Krise der Sowjetgesellschaft, d. h. als sowohl politische wie auch wirtschaftliche und ökologische Krise. Bald war das gesamte Sowjetsystem in Frage gestellt.

Im zweiten Kapitel wird von Jaitner die Wahrnehmung der Krise aus der Sicht dreier unterschiedlicher gesellschaftlicher Akteure, der Unterstützer von Gorbatschow Perestroika, von Boris Jelzin und seinen Anhängern in der Kommunistischen Partei sowie der

liberalen Dissidentenbewegung dargestellt. Die im Rahmen der Perestroika unternommenen Wirtschaftsreformen steuerten ziemlich rasch auf die Umwandlung der sowjetischen Planwirtschaft in eine Marktwirtschaft zu.

In Kapitel 3 werden die politischen Aktivitäten analysiert, die – zeitlich teilweise parallel – zur Auflösung der Sowjetunion führten. Im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit Jaitners steht der im August 1991 gescheiterte Putsch derjenigen politischen Kräfte, vor allem im Militär, die die Sowjetunion erhalten wollten.

Mit der Ende 1991 beginnenden Jelzin-Ära, deren Analyse im Mittelpunkt von Jaitners Buch steht, beginnt die Einführung des Kapitalismus in Russland auf dem Wege einer „Schocktherapie“. Kapitel 4 beschreibt sie und ihre sozialen Wirkungen während der Jahre 1992–1994 unter den Stichworten Liberalisierung, Stabilisierung und Privatisierung. Im Ergebnis der durch die Schocktherapie bewirkten ökonomischen Strukturbrüche bildete sich in Russland ein neues Wirtschaftsmodell heraus, das Jaitner als ressourcenextraktivistisches Exportmodell bezeichnet und das Russland noch stärker von Öl- und Gasexporten abhängig machte, als es die Sowjetunion schon gewesen war. Auf die großen Wirtschaftsunternehmen gewinnt im Laufe der Privatisierung eine neu entstandene russische Unternehmerschicht, gewinnen die Oligarchen zunehmend an Einfluss.

Im fünften Kapitel wird beschrieben, wie sich angesichts der entstehenden reichen Oberschicht und des durch die Schocktherapie heraufbeschworenen sozialen Elends der Masse der Bevölkerung in der Duma, Russlands Parlament, bereits seit Anfang 1992 die liberale Opposition gegen Jelzins „Reformpolitik“ sammelte. Der Konflikt zwischen Jelzin und dem Parlament eskalierte im September/Oktober 1993. Jelzin scheute sich nicht, die Armee gegen das Parlament einzusetzen und war danach in der Lage, einen „neuen Autoritarismus“ in Russland zu installieren.

Kapitel 6 beschreibt, wie die Gewalt in den Jahren 1994 bis 1996 weiter eskalierte. Ihre Rechtfertigung fand die Anwendung der Gewalt in der propagierten Notwendigkeit der Bekämpfung der sich im post-sowjetischen Raum in jenen Jahren rasch ausbreitenden ethnischen Konflikte, von denen eigentlich nur der Krieg in Tschetschenien auch außerhalb Russlands im Gedächtnis geblieben ist.

Zwischen 1994 und 1996 verschuldete sich Russland gegenüber dem Ausland rasch, was den Internationalen Währungsfonds auf den Plan rief, der zur Erhaltung der Kreditwürdigkeit von der russischen

Regierung eine strenge Sparpolitik und weitere Privatisierungen verlangte. Die Privatisierung betraf dieses Mal im besonderen Maße die Zweige der Energie- und Grundstoffindustrie, die während der ersten Privatisierungswelle noch überwiegend im Staatseigentum verblieben waren. Die zweite Privatisierungswelle (1995–1997) wird in Kapitel 7 beschrieben. Erst sie machte die Herausbildung monopolistischer Wirtschaftskonglomerate, die von Oligarchen beherrscht wurden, vollständig. Ihre Eigentümer bildeten von nun ab „die neue herrschende Klasse Russlands“.

Im Kapitel 8 beschreibt Jaitner, wie die Oligarchen sich in Verfolgung ihrer Interessen immer unmittelbarer in die Politik einzumischen begannen. Sie beschränkten sich nicht mehr auf eine indirekte Herrschaftsausübung, indem sie ihre engen persönlichen Verbindungen nutzten, sondern besetzten selber politische Schlüsselpositionen. Die Spekulation mit Staatsanleihen erwies sich für sie als außerordentlich lukrativ.

Die Konsolidierung der unbeschränkten Macht der Oligarchen fand durch die Finanzkrise von 1998 ein Ende (Kapitel 9). Das ressourcenextraktive Exportmodell hatte sich als anfällig gegenüber weltwirtschaftlichen Turbulenzen wie die Asienkrise erwiesen. Im August 1998 war der russische Staat pleite. Das führte zu großen Kursverlusten an den Börsen, die auch die Oligarchen schwer trafen und ihre Position insgesamt schwächten. Die Krise leitete eine Renaissance des Staates als Akteur ein, der nun wieder eine aktivere Rolle in der Organisation und Regulierung der Wirtschaft übernahm und Staatsunternehmen wie die Konzerne Gazprom und Rosneft unter seine feste Kontrolle brachte. In Kapitel 10 beschreibt Jaitner, wie ein neuer Gesellschaftsvertrag Oligarchen und Administration zu einem „staatlich regulierten Korporatismus“ zusammenführte. Auf dieser Grundlage begann 1999 die Ära Putin.

Allein schon die chronologisch geordnete Wiedergabe der Entwicklung Russlands über 30 Jahre auf politischem und ökonomischen Gebiet schließt viele Wissenslücken. Dem Autor ist es an vielen Stellen ausgezeichnet gelungen, die engen Zusammenhänge zwischen politischen und ökonomischen Interessenlagen, wirtschaftlichen Entwicklungen und politischen Aktionen darzustellen. Den Zerfall der Sowjetunion betrachtet er nicht als Kollateralschaden. Er hat sich für Jaitner vielmehr zwangsläufig aus Jelzins Bestreben, den Kapitalismus via Schocktherapie so rasch wie möglich einzuführen, ergeben. Und nur deren brutale Durchsetzung sichert ihm seine Macht. Der Leser kann nachvollziehen, wie und

warum sich wenige Jahre nach dem demokratischen Aufbruch der Perestroika in Russland autoritäre Herrschaftsstrukturen wieder herausbilden und festigen konnten. Jaitner ist in der Lage überzeugend darzustellen, dass auf Gorbačev, Jelzin oder Putin reduzierte Erklärungsansätze für die jüngste russische Geschichte nicht ausreichen, dass es grundsätzliche Entwicklungslinien gab, die zur Herausbildung eines ressourcenextraktiven Kapitalismus führten und zum

Entstehen einer neuen Kapitalistenklasse. Deutlich wird in Jaitners aufschlussreichem Buch, dass die drei Politiker eher ein Produkt ihrer Zeit, von deren Spannungen und Widersprüchen waren, als dass sie die Abfolge der Entwicklung entsprechend ihren Vorstellungen hätten bestimmen können. Insofern – und das ist wirklich die einzige Kritik – ist der Untertitel dieser Publikation etwas irreführend.

Jörg Roesler, Berlin